Der
Reisegesellschafter
durch
Rügen.

S
1476

Ernst v. Stetten

Der
Reisegesellschafter
durch
RÜGEN.

Von

K. S—r.

Schneider

Mit einer Musikbeilage.
Preis cartonnirt 1 Rtlr., mit der Charte 1 Rtlr. 18 Gr.

BERLIN,
bei Th. Christ. Fr. Enslin.
1823.

Schon Manche, die von den romantischen Gegenden Rügens, von den Denkmählern der Vorzeit, deren sich so viele auf dieser Insel befinden, und von den sich immer mehr und mehr vervollkommnenden Badeanstalten zu Putbus angezogen, dies reizende Eiland besuchten, haben darüber ihre Verwunderung geäußert, daß, ungeachtet Rügen so viel gepriesen und besungen worden, doch noch kein Werk vorhanden sei, das sich so ganz eigentlich nur damit beschäftige, den Reisenden durch Rügen zu führen und ihn auf jede Stelle aufmerksam zu machen,

wo Etwas vorkomme, was die Beachtung des Reisenden verdiene; ihm sage, was und wie solches zu sehen sei. — Man hat dafür gehalten, daß ein solches Werkchen sowohl dem, der, entschlossen zwar eine Reise zu machen, jedoch über das: Wohin? noch zweifelhaft sei, zur Bestimmung des Entschlusses und um sich zu unterrichten, welchen Genuß er sich denn von einer Reise nach Rügen zu versprechen habe, willkommen seyn würde, als auch dem, der die Insel schon besucht, eine angenehme Erinnerung gehabten Genusses gewähren mögte.

Der Verfasser hat es daher versucht, diesem von so manchem Reisenden geäußerten Wunsche zu begegnen, und so hat denn der Reisegesellschafter auch nur allein die Tendenz, den Fremden auf seiner Reise durch Rügen zu begleiten und ihn

nach jedem Ort zu führen, der — es sei durch Natur-Schönheit, durch Reste der Vorzeit oder durch eine neue reizende Anlage — für den Reisenden Interesse haben könnte. Nur in leichten Umrissen die Gegenstände zu zeichnen war die Absicht des Verfassers, nicht zu malen, um dem Beschauer nicht den Reiz der Ueberraschung zu verkümmern.

Durch hin und wieder angeführte kleine, wenn gleich nicht wichtige historische Notizen aber, durch kleine Anekdoten und Sagen dies Werkchen für Manchen vielleicht noch etwas unterhaltender zu machen, schien nicht außer dem Plane desselben zu liegen.

Was zu einer etwas weitläuftigern Ausführung veranlaßte, ist, wie Einiges, was früher übergangen worden, zu einem Anhange verwiesen.

Mögte nun dieses kleine Werkchen doch ganz dem beabsichtigten Zwecke entsprechen und daher einer freundlichen Aufnahme sich erfreuen dürfen, auch Manchen veranlassen, die lieblichen Gegenden Rügens, denen schon mancher Reisende, der die Schweiz und die schönsten Gegenden Deutschlands sah, dennoch mit hoher Bewunderung huldigte, zu besuchen.

Inhalt.

	Seite
Reise von Stralsund nach Bergen. . . .	1
Reise von Bergen nach Jasmund.	33
Reise von Bergen nach Wittow.	43
Reise von Wittow nach Hiddensee. . . .	59
Reise von Wittow nach Jasmund.	77
Reise von Jasmund nach Putbus.	124
Putbus und seine Umgebungen. . . .	128
Fahrt nach dem Jagdhause in der Granitz.	151
Excursion nach Aalbeck.	160
Reise von Putbus nach Mönchguth. . . .	164
Rückreise nach Bergen.	192

	Seite
Reise von Bergen nach Gingst und Ummanz.	196
Die Insel Ummanz.	202
Ralow.	208
Rückreise von Bergen über Garz.	219
Garz.	219
Nachtrag.	235

Reise von Stralsund nach Bergen.

Nach einer bei gutem ruhigen Wetter etwa halbstündigen Fahrt über die Meerenge zwischen Stralsund und Rügen, betreten wir bei der Alten-Fähre, die, durch ihre romantischen Aussichten, durch die vielen Denkmähler der Vorzeit, und durch die seit einigen Jahren eingerichtete Badeanstalt zu Putbus im Auslande so bekannt gewordene und vielbesuchte, Insel Rügen.

Wenig versprechend zwar ist der Anblick Rügens von dieser Seite; die hohen nackten Sandufer, die sich rings um die Küste, so weit man solche übersieht, ziehen, lassen den Reisenden nicht ahnen, welche Schönheiten das Innere birgt. Indessen wird der Rückblick auf Stralsund, und dessen mit jedem Ruder-

schlage mehr hervortretenden, seit dem Kriege neu erbaueten Vorstädte, die Aussicht auf den Dänholm, auf die Pommerschen Küsten, auf die holzbewachsene Halbinsel Drigge, die nahe oder ferne herumschwärmenden Fischerkähne, oder die gravitätisch heransegelnden Kauffahrer, diese kleine Wasserfahrt immer sehr angenehm machen.

Die Alte-Fähre, zum Unterschied von der späterhin angelegten und entfernten sogenannten Grahlschen-Fähre, (wohin nur mit einem Segelboote die, wegen der an den hohen Ufern des Dänholms sich stoßenden Winde, oft nicht gefahrlose, Ueberfahrt geschieht) war schon in den ältesten Zeiten, schon vor Erbauung Stralsunds, der, wenn nicht allgemeine, doch für die meisten Gegenden nächste und gefahrloseste Uebergang aus dem festen Lande Rügen zum umflossenen Theile des Fürstenthums, und ist auch noch heutigen Tages der gewöhnliche. Die Ueberfahrt auf einem vier- oder sechsruderigen Boote ist durchaus gefahrlos. Die Fährleute, mit der Lenkung der Böte nach der jedesmaligen Wind-Richtung aufs genaueste bekannt, rufen dem ungeübten Steuermann (am

Steuerruder zu sitzen, ist der Ehrenplatz), obgleich sie dem Lande, wohin man rudert, den Rücken zugekehrt haben, bei jeder etwas bedeutenden falschen Richtung des Bootes, den Ort zu, wohin dem Boote die Richtung gegeben werden soll; „up Parow — up dat geele Oever (ein aus gelbem Lehm bestehendes hohes Ufer an der Rügenschen Seite) — up de Fähre — oder: up den Dänholm — up Jacobi Kirche — up de beeden Möhlen — up Johanns-Kirche" sind Zurufungen, die je nach der Richtung des Windes, oder, je nachdem man von Stralsund nach Rügen, oder umgekehrt reiset, dem unkundigen Piloten häufig in die Ohren schallen.

Der unerfahrene Steuermann hüte sich aber ja, beim Abrudern von der Fährbrücke bei Stralsund einem der sogenannten Daillen (woran die Taue der im Hafen liegenden Schiffe befestiget werden) oder weiterhin einem der Pricken, die zur Warnung für Stellen, wo im Grunde Steinkisten liegen, die vor etwas länger als 100 Jahren dort versenkt sind, um Dänischen Kriegsschiffen den Hafen unzu-

gänglich, wenigstens gefährlich zu machen, aufgestellt sind, so nahe zu kommen, daß die Ruderer die Ruder einzuziehen genöthiget sind, oder daß gar das Boot an einem dieser Gegenstände streift. Mit einer Tonne oder halben Tonne Bier an die Ruderer, oder wenigstens mit einem Trinkgelde muß er seine Ungeschicklichkeit büßen. Da übrigens aber ein solcher nautischer Fehler ganz ohne Gefahr ist, so giebt er nur zu einem herzlichen Gelächter und zu kleinen Neckereien der Fährleute Veranlassung *).

Da die Alte-Fähre auch als Uebergangspunkt in strategischer Hinsicht wichtig ist, so

*) Für die Ueberfahrt bezahlt die einzelne Person mit dem Gepäcke 2 Schill. Pommerisch; für ein sogenanntes kleines Boot, das ein Einzelner oder eine Familie für sich allein nimmt 12 Schill.; für ein großes Boot, in dem Pferde und Wagen herübergebracht werden 32 Schill. Jedoch wird für das Aus- und Eintragen des Gepäkkes, oder für das Einbringen der Pferde und Wagen den Fährleuten besonders noch ein von der Willkühr der Reisenden abhängendes Trinkgeld gegeben.

ward solche mehreremale befestiget. Schon Carl XII. ließ an beiden Seiten des Eingangs zur Alten-Fähre von der Landseite einen tiefen Graben aufwerfen, und mit Palisaden versehen, den Eingang aber mit sogenannten spanischen Reutern sperren. Auch die Franzosen befestigten das ganze Dorf ringsum, um sich den Rückzug zu decken, oder, je nachdem der Fall war, einer Landung sich zu widersetzen. Von diesem allem ist jetzt kaum mehr die Spur vorhanden.

Da übrigens das Dorf und seine Umgebungen gar nichts enthalten, worauf man die Aufmerksamkeit der Reisenden lenken könnte, so überblicken wir noch einmal von dem hohen Ufer den Sund der Strela und die Stadt, die sich von diesem Standpunkte recht gut ausnimmt, und setzen unsere Reise nach Bergen fort.

Vor der Hand kömmt nichts vor, was Beachtung heischte, und so wird es erlaubt seyn — eingedenk der Pflicht eines Gesellschafters, seine Reisegefährten zu unterhalten — zur Zeitkürzung eine Anekdote aus der Chronik der

hiesigen Pfarre, als Beitrag zur Sittengeschichte des 17ten Jahrhunderts zu erzählen. Es war ehedem in Pommern und Rügen überall gebräuchlich, daß die Pfarren entweder vom Vater auf den Sohn forterbten, oder der Candidat, der eine erledigte Stelle zu haben wünschte, sich entschließen mußte, die Wittwe oder eine mannbare Tochter des Verstorbenen zu heirathen; man nannte dies conserviren, und es erhielt bestimmt derjenige vorzugsweise eine erledigte Pfarre, der sich erklärte conserviren zu wollen. Nun stirbt einmal zu Alten-Fähre ein Prediger, der eine noch nicht ganz veraltete Wittwe und eine mannbare Tochter hinterläßt, und es meldet sich auch bald ein junger hübscher Candidat, der sich erbietet, die Tochter heirathen zu wollen. Da nun auch derselbe den Beifall der Eingepfarrten und des Patrons erhält, so wird der Candidat denn auch zum Pfarrer erwählt, mit der Bedingung zu conserviren.

Am Tage der Einführung in das Pfarramt soll auch nach genommener Verabredung die Hochzeit mit der Tochter des Vorwesers statt

finden. — Als nun an diesem Tage der junge Pfarrer in seiner stattlichen Amtstracht auf dem Pfarrhofe ankömmt und die Braut im bräutlichen Schmucke ihm entgegen geht, schaut auch Mütterchen aus dem Fenster, und der wackere Freyer rührt auch ihr alterndes Herzchen.

„Ick will den Herrn sülfst" (ich will den Herrn selbst) ruft sie dem eintretenden Paare zu. — Man denke sich das Erstaunen des jungen Paars: aber, wie überrascht sie auch seyn mogten durch diese Erklärung der verliebten Alten, die man gerne für Scherz genommen hätte, wenn nicht ein wiederholtes festes: „ick will den Herrn sülfst" jeden Gedanken an einen Scherz und jede etwanige Einwendung beseitiget hätte; keine Vorstellungen der Anwesenden konnten den Entschluß der verliebten Alten beugen und der junge Mann mußte also, wollte er nicht der Pfarre entsagen, sich bequemen, statt eines jungen Mädchens, die alternde Matrone zum Altar zu führen; das Mädchen sich gewöhnen, den künftighin als ihren Vater zu ehren, dem sie als Gattin zum ehelichen Bunde die Hand zu reichen im Be-

griffe stand. — So erzählt uns Wakenroder in seinem alten und neuen Rügen.

Ein anderer Beitrag zur Sittengeschichte verflossener Jahrhunderte, die aber nicht dem Meerumgürteten Rügen angehört, mag dennoch auch hier vielleicht eine freundliche Aufnahme finden. Als nämlich bald nach der in Stralsund eingeführten Reformation das vor dem Tribseeer Thor belegene Nonnenkloster zu St. Brigitten aufgehoben ward, wurden am grünen Donnerstage 1525 Morgens in den Frühstunden die Nonnen nach dem in der Stadt belegenen St. Annen-Kloster (das seit dieser Zeit den Namen des St. Annen- und Brigitten- oder schlechtweg des Jungfrauen-Klosters führt) gebracht. Der damalige Rathsherr, nachmalige Bürgermeister Franz Wessel, empfing die Procession der Nonnen vor dem Kloster, nahm die Aebtissin, Margaretha Suhmen, bei der Hand und führte sie in das Kloster mit dem papistischen Gesange: veni sponsa salvatoris etc. Sie bat, er mögte sich des Schimpfens enthalten, und sie lieber mit ein paar Stübchen Rhein-

wein willkommen heißen; er aber erwiederte, daß es noch zu zeitig zum Frühstücken sei. —

Durch kornreiche Fluren und Kleeschläge nähern wir uns jetzt dem Kirchdorfe Rambin, das auch nichts Interessantes der Wißbegierde des Reisenden darbietet. Nahe hinter dem Dorfe, an einem kleinen Tannenwalde liegt das ehemalige, dem heiligen Jürgen geweihet gewesene, Franciskaner-Kloster, dessen Namen es noch jetzt trägt. Die Capelle, worin auch die Wohnung des Abts war, steht noch jetzt hart an der Landstraße, und ist jetzt zur Wohnung für die Provisoren dieser Stiftung, wenn sie aus Stralsund Geschäfts oder Vergnügens halber sich hier aufhalten wollen, eingerichtet. Die übrigen Gebäude sind neuer. — Jetzt ist diese Stiftung eine Retraite alter lebenssatter Männer und Frauen niedrigen Standes, die sich für ein bestimmtes Geld hier einkaufen und nach Verhältniß des Einkaufspreises mehr oder minder beträchtliche jährliche Einhebungen an Geld, Lebensmitteln und Feuerung auf Lebenszeit erhalten. Das Einkaufs-

geld verbleibt der Stiftung, die Mobilien den Erben.

Etwa eine Viertelstunde von Rambin, links am Wege liegt nahe am Strande, unter Fruchtbäumen versteckt, das der Stadt Stralsund gehörige Dorf Rothenkirchen.

In frühern Zeiten hat hier, wie auch der Name lehrt, eine Kirche gestanden, und das Oertchen wird in alten Chroniken sogar mit dem Namen eines Städtchens (oppidum Rodenkerken) beehrt. Da dieser Ort unmittelbar am Wasser und derjenigen Küste Pommerns, die ehemals zum Lande Barth (das ja bekanntlich auch einen Theil des festen Landes Rügen ausmachte) gehörte, gegenüber liegt, ferner auch das Binnenwasser zwischen Pommern und Rügen hier am schmalsten, wenn gleich nicht am ruhigsten, auch die Stadt Barth so nahe ist, daß man den Kirchthurm aus mehreren Häusern Bergens mit bloßem Auge sehen kann; so ist es in der That wahrscheinlich, daß hier in ältern Zeiten die Ueberfahrt für Reisende und Kaufleute, die aus dem Lande Barth nach Rügen und umgekehrt

reiseten, gewesen seyn könne; und da in diesem Falle hier denn auch wohl eine Niederlage von Waaren zu dem Verkehr auswärtiger Kaufleute im Innern Rügens gewesen seyn mögte, so kann hier allerdings ein ziemlich lebhafter Verkehr statt gehabt und dem Orte der Name eines Städtchens oder Fleckens wohl mit Fug gebührt haben.

Wer übrigens diesen Flecken angelegt und die Kirche begründet; durch welche Schicksale (wahrscheinlich durch die Anlegung von Stralsund) derselbe zu der jetzigen Unbedeutenheit herabgesunken; ob endlich dies die Stelle seyn mögte, wo die corveyschen Mönche die erste christliche Kirche in Rügen (si fabula vera) angelegt haben sollen (* Anhang Nr. 1.) darüber fehlen die Nachrichten. Der Sitz der Parochie ist nach dem Untergange der Kirche nach Rambin verlegt worden.

Eine kleine Strecke hinter diesem Dorfe erblickt man in einiger Entfernung, rechts vom Wege, das erste Denkmahl der vormaligen Bewohner Rügens wendischen Stammes: eine Reihe von sieben Hügeln, von denen die Sa-

gen der Vorzeit gar manches sinnige und abentheuerliche Mährchen erzählen. So soll in einem dieser Hügel der Eingang zum Reiche der Gnomen (der Unterirdischen, wie man sie hier nennt) seyn, und ein Knabe aus Rambin hat hier einmal eine Zeitlang bei den Unterirdischen gelebt, wie uns Moritz Arndt in seinen Rügenschen Volksmährchen erzählt. Auch sind die Hagestolzen beider Geschlechter verurtheilt, nach ihrem Tode bei nächtlicher Weile diese Berge mit Nähnadeln umzugraben.

Dergleichen Volkssagen scheinen denn doch wenigstens darauf hinzudeuten, daß dies keine Begräbnißhügel sind; aber was war denn sonst ihre Bestimmung?

Man trifft an mehreren Stellen von Rügen und Pommern solche Reihen von sieben Hügeln an, und zwar in ziemlich gleicher Entfernung von einander und in etwanig symmetrischer Ordnung von Osten nach Westen. Hinter dem Dorfe Patzig auf der Feldmarke des Dorfes Woorke befinden sich sogar 13 solcher von Osten nach Westen, in fast gleicher Entfernung von einander sich hinziehender Hü-

gel. Dies sind die höchsten, die in dieser Art in Rügen sich finden; fast alle mit Holz bewachsen; nahe bei dem Dorfe Woorke schließt nach Westen das Ganze mit 3 queer vorliegenden, majestätisch über die andern hervorragenden, stark mit Holz bewachsenen Hügeln. Zwischen Brandshagen und Stralsund befindet sich auch eine Reihe von sieben Hügeln, bei denen es nach der Volkssage ebenfalls nicht geheuer ist.

Auf den Höhen bei Ralswieck, auf Jasmund und an mehreren Stellen trifft man solche Hügelreihen an.

Diese fast immer gleiche Anzahl von sieben Hügeln; ihre Lage von Osten nach Westen, häufig auf Bergen; die Sagen, die davon noch im Munde des Volks sind, scheinen denn doch die bereits von andern aufgestellte Vermuthung zu begründen, daß solche nicht Begräbnißhügel, sondern Opferhügel der alten heidnischen wendischen Völkerstämme seyen.

Wären es sogenannte Hünengräber, woher nahm man die Todten, um gerade sieben Hügel zu thürmen? denn an eine Schlacht läßt

sich denn doch wohl nicht immer denken, und in solchen Fällen nahmen die Besiegten wohl so wenig, als die Sieger sich Zeit, solche Hügel für die Gebliebenen zu errichten; und hat man die Todten nach und nach auf eine Stelle beigesetzt, warum errichtet man nun sieben Hügel?

Rügen war, wie noch die Denkmähler der Vorzeit offenbar zu Tage legen, von zwei, an Sitten und Gebräuchen sehr verschiedenen, Völkern in den ältesten Zeiten — nicht gleichzeitig — bewohnt. Die Ureinwohner, Ranen oder Rugen slavischen Stammes begruben ihre Todten in Steinkisten und thürmten ungeheure Granitblöcke als Decksteine darauf. Daher findet man noch so häufig Skelette in solchen Steinkisten. Sie opferten ihren Göttern in heiligen Hainen, in der Nähe von Bächen, und bearbeiteten Granitblöcke zu Opferaltären.

Krakow, Jasmund und Wittow, besonders die Stubnitz und Granitz, bieten uns noch Beläge in zahlloser Menge hiervon dar.

Die Ranen scheinen von dem eigentlichen

Rügen nach Jasmund und der Ostküste Wittows zurückgedrängt worden zu seyn, da dort die Denkmähler aus jener Periode so sehr häufig und größtentheils noch so wohl erhalten sind.

Diesem gigantischen Menschenschlage folgten — die Ureinwohner zurückdrängend — die Wenden. Sie opferten ihren Göttern auf Höhen, auf errichteten Erdhügeln, und verbrannten ihre Todten, deren in Urnen gesammelte Asche man unter Hügeln, die ringsum mit Steinen umfaßt wurden, beisetzte.

Mögte es also nicht wahrscheinlich seyn, daß, wo man solche Reihen von sieben und mehr Hügeln hintereinander findet, mehrere Familien oder Volksstämme vereinigt religiöse Feste begingen? Daher die Sage von Unterirdischen, die sich unter solchen Hügeln aufhalten.

Dieselbe Thatsache, die das Mährchen vom Hexentanze auf dem Blocksberge hervorbrachte, gab auch unsern Volkssagen das Daseyn. Bei Ausbreitung des Christenthums feierten die noch dem Heidenthum anhängenden Wenden heimlich und bei Nacht bei ihren gewohnten Opferal-

tären ihre Feste. Aus diesen der Urreligion dann Treugebliebenen wurden dort Hexen, hier Unterirdische.

Auf dem fernern Wege nach Bergen ist auch nichts, nicht einmal eine freundliche Aussicht, die den Reisenden zu verweilen reizen könnte; und ich führe also nur, ehe wir nach Bergen kommen, die kleine historische Notiz an, daß dem in der Pommerisch-Rügenschen Geschichte durch seine unglückliche Todesart so bekannten Rügenschen Landvoigt Raven Barnekow, das eine halbe Meile etwa von Bergen, nahe an der Landstraße belegene Gut Kubbelkow, das noch jetzt im Besitz der Familie von Barnekow ist, gehörte. Bei einem Tumult, den der Bürgermeister Otto Füege in Stralsund gegen den Pommerschen Herzog Wartislav IX., dem man die Huldigung verweigerte, etwa in der Mitte des 15ten Jahrhunderts erregte, ward Landvoigt Raven Barnekow zur Aufrechterhaltung landesherrlicher Rechte nach Stralsund gesandt, wo er denn auch bieder und derb für seinen Herrn sprach: allein der Pöbel aufgehetzt

durch

durch Otto Füege, ergreift den Landvoigt, bindet ihn mit den Füßen an den Schwanz eines Pferdes und schleift ihn unter stetem Schimpfen auf ihn und den Herzog durch die Gassen der Stadt zu Tode. — Dieser Unfug soll den Stralsundern schweres Geld — Micreel sagt sogar eine Tonne Goldes — gekostet haben; und noch heutigen Tages genießt die Familie von Barnekow deshalb mancher Vorzüge in Stralsund; so wie auch die Ravenberger Straße daselbst von diesem Raven Barnekow, der in dieser Straße sein Leben endete, den Namen erhalten haben soll.

Jetzt sind wir nahe vor Bergen, und dennoch können wir diese Stadt, deren Lage sie sonst fast von jedem Punkte der Insel sichtbar macht, nicht sehen; bis zur Spitze des Kirchthurms ist sie unsern Blicken entzogen. Wir halten nämlich am Fuße eines Berges, dessen Gipfel uns den Anblick der Stadt verbirgt; wir fahren ihn hinan, und allmählig erhebt sich aus der Verborgenheit Anfangs die Thurmspitze, dann immer ein Theil nach

dem andern, bis endlich die ganze amphitheatralisch gebauete Stadt, die von dieser Seite sich ziemlich gut ausnimmt, wieder sichtbar wird.

Der höchste Punkt der Stadt ist wohl die Fläche, worauf die Kirche und das adeliche Jungfrauen-Kloster steht, und man hat eine Sage — ob sich solche auf barometrische Messungen oder worauf sonst begründet, weiß ich nicht — daß die Spitze der Marien-Kirche in Stralsund mit einem in dem Fundamente der Berger Kirche eingefügten, eine kleine Mönchsfigur vorstellenden Steine, gleiche Höhe haben solle.

Andere geben diesem Steine die Bedeutung, daß er zum Andenken eines, an dieser Stelle von einem Rügenschen Adelichen an einem Stralsundischen Kaufherrn, der von seinem bei Bergen belegenen Gute Kayseritz heimkehren wollte, verübten Mordes, in dem Fundament der Kirche eingesetzt sei.

Die Stadt selbst, so wie die Kirche und das Kloster enthalten nichts, zu dessen Besichtigung man den Reisenden einladen könnte; aber desto reicher ist sie, wegen der hohen

Lage, überall an vortrefflichen Aussichten — unter denen wohl von dem sogenannten Gö gen — oder Joachims-Berge auf der östlichen — und von dem Berge am Eingange der Calandsstraße auf die westlichen Gegenden Rügens und die Pommersche Küste die interessantesten sind.

Der auf dem Markte belegene Gasthof zum goldenen Adler, worin ein Billard und eine verdeckte Kegelbahn, und von dem Balcon des Gartenhauses eine recht liebliche Aussicht ist; und der Rathskeller, ebenfalls auf dem Markte, sind die beiden den Reisenden zu empfehlenden Gasthäuser, welche aber auch gewiß hinsichtlich der freundlichen Aufnahme und der billigen Behandlung niemand unzufrieden verlassen wird.

Wir eilen jetzt zu einem, rücksichtlich der umfassenden Aussichten berühmtesten Punkte Rügens — dem Rugard. Gewöhnlich gehen Reisende die sogenannte Fischerstraße hinauf, und dies ist freilich der nächste, nicht aber der interessanteste Weg. Ich liebe es nicht, gleichsam auf einmal untergetaucht zu werden in

der Fülle der Schönheit, sondern aus einer öden, wenig versprechenden Gegend von Stufe zu Stufe zum Schönern überzugehen, und so das Vergnügen, welches der Anblick einer reizenden Gegend gewährt, in seinen kleinsten Nuancen zu genießen, ist, was mir behagt; und in diesem Sinne ist es, wenn ich vorschlage, die Radasser Straße nieder und um die erste außerhalb der Stadt stehende Mühle hinumzugehen. Man sieht sich umgeben von dürren, sparsam mit Gras und Heidekraut bewachsenen Bergen, und nur nach und nach taucht erst die Küste von Jasmund, dann das Binnenwasser, und so weiter eine reizende Gegend nach der andern aus dem Ocean auf.

Man sieht auf diesem Wege ein kleines Denkmahl, das aber Witterung und die Zerstöhrungssucht der Jugend (ein allgemein gefühltes und doch durch keine polizeylichen und gerichtlichen Maaßregeln bis jetzt auszurottendes Uebel) seinem Ende nahe gebracht haben. Auf einem viereckten mit einem tiefen Graben umzogenen Platze, ruhen hier friedlich neben einander Schweden und Franzosen, die im Jahre

1813 in dem in Bergen angelegten Lazarethe gestorben sind. Der damalige Commandant von Rügen, Major von Zansen, ließ auf diesem Platze eine Pyramide, deren Reste noch jetzt da stehen, errichten, und an den Seiten des Piedestals passende Inschriften in Schwedischer Sprache setzen, auch das Ganze an den inwendigen Seiten mit Bäumen anpflanzen. Auch auf dem Rugard ließ derselbe bequeme Gänge, Rasensitze mit Bäumen umpflanzt, und an einer Stelle, von der man eine recht liebliche Aussicht auf das Binnenwasser und dessen Inseln und Ufer hat, in einer Höhlung des Berges einen Rasensitz, und vor ihm einen Rasentisch, dessen Mitte ein Rosenstock von Amaranthen umgeben zierte, anlegen; allein alle diese niedlichen und sinnigen Anlagen unterlagen der Zerstöhrungswuth in den ersten Jahren.

Jetzt stehen wir vor den hohen Erdwällen, den einzigen Resten dieser ehemaligen Fürstenburg, und auf der Stelle, wo schon vormals das Burgthor gestanden haben soll, betreten wir den innern Burgring. Nun reifen hier

spärliche Halme der Sichel des Schnitters entgegen, und keine Spur verräth den ehemaligen Herrschersitz.

Wir steigen den Wall rechts hinauf. Wem es die Umstände gestatten den Rugard entweder Morgens, wenn noch die Sonne den westlichen Horizont erleuchtet, oder am Nachmittage, wenn solche noch nicht so tief nach Westen hinabgesunken, um noch den östlichen Horizont mit vollem Lichte zu bestrahlen, dem wird sich an diesen Tagszeiten die Aussicht am reichsten entfalten.

Wir wenden unsern Blick nach Süden. Ergiebige Getraidefelder, wo auf kleinen Flächen reifender Roggen und grünende Gerste, blühende Erbsen- und Kartoffel-Felder im bunten lieblichen Gemisch wechseln, bilden den reizenden Vorgrund. Fernhin erhebt sich der hohe mit Tannen bewachsene sogenannte Schloßberg bei Putbus, und aus den waldigten Umgebungen schimmern anmuthig die Gebäude zu Putbus hervor. Im immer lieblichen Wechsel schauen wir hier einen dunkelbemoosten Kirchthurm, dort Höfe und Dörfer, dort, aus

der See auftauchend, die kleine Insel Vilm bei Putbus. Ueber das Wasser hinaus, das Rügen von Pommern trennt, erblicken wir die Thürme von Greifswald, das Auge folgt der Küste von Pommern, und wir sehen die Thürme von Wusterhusen und Cröslin, sogar die Thürme von Wolgast, die Insel Usedom mit ihren dunkeln Tannenwäldern, und Peenemünde, die Insel Ruden, und die hinter Mönchguth hervortretende Greifswaldische Oie, wenn Nachmittags bei dünstefreiem Horizonte die Sonne die westlichen Küsten dieser Inseln beleuchtet.

Oestlich schweifet der Blick über unzählige Höfe und Dörfer bis zum Waldgebirge Prora, bis zur Granitz und Mönchguth. Ein schmales Band, glänzend im Strahle der Sonne, verbindet Rügen mit Jasmund, und über dasselbe hinaus erblicken wir die unermeßliche Ostsee, wo nahe und ferne die weissen schwellenden Segel der Kauffahrer die Scene beleben.

Und nun das wunderliebliche einzige Gemische von Inseln, waldigten Vorgebirgen und

Krümmungen des Meeres zwischen Rügen und Jasmund. Zuerst begegnet unserm Blicke die holzbewachsene Insel Pulitz, noch immer ein sehr angenehmes Plätzchen, wohl werth, von Reisenden besucht zu werden, aber seiner schönsten Zierde beraubt, seit, während der Französischen Occupation, das auf der nördlichen Seite von Pulitz stehende Tannenwäldchen abgehauen worden ist. Zwischen den alten Tannen hindurch und über dieselben hinweg, hatte man oft die überraschendsten reizendsten Aussichten auf Jasmund und Stedar — und Pulitz war die Bewunderung jedes Reisenden und der Lieblingsort der Einwohner Bergens. Die Aussichten zwar sind geblieben, aber das Ueberraschende, die malerische Perspective, in der sich die entfernten Gegenstände darstellten, ist verschwunden.

Ueber Pulitz hinaus tritt das hohe waldigte Ufer der Halbinsel Thiessow weit in die See vor. Jasmunds, in blauen Duft gehüllte Wälder, das Ganze ruhend in einem magischen Helldunkel, gebildet durch den Abstich reifender Saaten und dunkeln Gebüsches —

aus dem die Sagardsche Kirche düster hervordämmert, und die hoch belegene Bobbinsche, vom Glanze des Tages beleuchtete Kirche in weissem Putze strahlend hervortritt, vollenden dies durch die mannigfaltigsten Schmiegungen des Landes und Wassers über alles reizende Landschaftsgemälde.

Nordwestlich erhebt sich in weiter Ferne hoch über die See die alte Arcona und die nordöstliche Küste von Wittow. Ein Theil der Erdenge zwischen Jasmund und Wittow wird über Jasmund hinaus sichtbar. Hiddensee und die ganze flache, zum Theil waldigte westliche Seite von Rügen, in welcher sich noch mancher niedliche Punkt, z. B. Boldewitz, Gingst, über Gingst hinaus die Insel Ummanz und mehrere Inseln auszeichnen, so wie das gegenüber liegende Pommern mit mehreren Thürmen, Mühlen und Tannengehölzen sind vor uns ausgebreitet, und Stralsunds hohe Thürme schließen den Horizont.

Dies ist das weit umfassende, zum Theil recht wunderhübsche Landschaftsgemälde, das

man ringsum vom Rugard erblickt. Die nächsten Umgebungen desselben sind ein so ganz sonderbares Durcheinander von Berg und Thal, wie man vielleicht kein zweites findet. — An vulcanischen Ursprung ist jedoch kein Gedanke; Alles Bildung auf nassem Wege. — Daß ehemals mittelst eines kleinen, aus der See einströmenden, Flusses eine Verbindung zu Wasser zwischen dem Rugard und dem westlich gelegenen Nonnensee statt gehabt, ist, was eine alte nicht unwahrscheinliche Sage behauptet, da man noch jetzt das Bette eines solchen Flusses fast nachzuweisen vermögte.

Vielleicht mögte auch den Mineralogen diese Gegend einige Ausbeute gewähren. Man findet hier nicht selten ziemlich große Stücken Eisenocher mit häufigen Muschelabdrücken, die aber nur von den kleinen gewöhnlich am Strande sich findenden Muscheln sind. Bei Nachgrabungen stößt man häufig auf Schwefelkiese, und manche Steine sind so voll Petrefacten, daß man kaum die kalkartige Masse, die sie verbindet, zu unterscheiden vermag. Es steht ein solcher am Wege von Bergen nach Jas-

mund, gleich der erste oder zweite links, wenn man von Bergen kommt.

Auch scheint die Erde, besonders im Raddas, so salpeterhaltig, daß nicht nur bei heisser Witterung auf manchen Stellen zwischen den Hohlwegen ein sehr merkbarer und empfindlicher phosphorischer und schwefelartiger Dunst den Wanderer anhaucht; sondern auch bei mehrtägiger Nässe bei warmer Witterung, besonders im Frühlinge, der reine crystallisirte Salpeter in ganzen Nestern zu Tage ausschießt.

Am Fuße des Rugard, nahe bei der Tuchfabrik des Herrn Breitsprecher in Bergen quillt aus einem Sandberge klar und kühl und ohne merkbaren mineralischen Geschmack, ein Wasser, das für geschwächte Augen, wenn man solche einigemal des Tages in diesem Wasser badet und sie damit wäscht, ein ganz vortreffliches Stärkungsmittel ist, wie der Verfasser aus eigener Erfahrung erprobt zu haben sich dankbar erinnert.

Ob auf dem Rugard wirklich ehedem eine Fürstenburg gestanden, wird von einigen bezwei-

felt, auch läßt es sich wohl kaum historisch erweisen: aber die Sage davon ist allgemein verbreitet; es sind so manche Umstände vorhanden, die derselben Glaubwürdigkeit verleihen, daß man wohl geneigt wird, sie für wahr zu halten; und wer mögte nicht gerne das lebhafte Interesse dieses herrlichen Standpunkts sich auch noch dadurch erhöhen, daß er sich solchen auch noch als die Stelle denkt, wo ehemals die Fürsten des Landes hauseten? Wahrlich, man wird sich diesen Glauben durch kalte historische Untersuchungen wohl nur ungerne rauben lassen wollen!

Und es spricht doch auch so manches dafür. — Die hohen Erdwälle, der ringsherum laufende tiefe Graben lassen doch unverkennbar bemerken, daß im Innern ein Gebäude gestanden haben müsse, das auf diese Weise für Ueberfälle geschützt zu werden wichtig genug war. — Noch weiß man, daß vor nicht gar langer Zeit eine bedeutende Menge gebrannter Steine hier ausgegraben wurden; man hat hier ein großes kupfernes *) Schloß gefunden, das

*) Die Kapsel oder Schloßlade ist von Kupfer,

noch in der Sammlung Rügenscher Alterthümer des Herrn Pastor Frank zu Bobbin aufbewahrt wird; die Nähe von Bergen, das erst im Anfange des 17ten Jahrhunderts städtische Gerechtigkeit erhalten, und das seine Entstehung wohl nicht allein dem Kloster zu danken hat; der Umstand, daß in Bergen etwa 12 Häuser sind, wovon jedem seit undenklichen Zeiten Ein Morgen Acker, untrennbar vom Hause, beigelegt ist, der noch heutigen Tages der Bedienten-Acker heißt; der Umstand endlich, daß denn doch niemand einen andern Ort angeben kann, wo die Fürsten von Rügen, wenn sie auf der Insel, und nicht auf dem zum Fürstenthume gehörigen festen Lande hauseten, sich aufhielten — und irgend wo in Rügen müssen sie doch ihre Residenz gehabt haben, — Alles dies zusammen, und dazu die Allgemeinheit der Sage, lassen denn doch fast keinen billigen Zweifel an deren Wahrheit übrig.

---

die eingeschobenen Federn von Stahl, und der runde Reifen mit den einfassenden Haken von Eisen.

Auch an einem ähnlichen Volksmährchen, wie das vom Mägdesprung zu Gernrode am Harz, fehlt es dieser romantischen Gegend nicht. Am Abhange eines Hohlweges nahe beim Rugard liegt ein Stein, dem die Fußspur eines Mädchens, und die aus einem Peitschenschlage mit der in Händen gehabten Peitsche entstandene Vertiefung eingedrückt seyn soll, über deren Entstehung die Sage Folgendes erzählt. Ein Höfling der Fürstenburg traf einst eine schöne Hirtin, ihre Heerde nahe am Rugard weidend, an, und suchte sie seinen Wünschen geneigt zu machen. Das Mädchen entflieht. Im Begriff, über den Hohlweg auf einen an der entgegengesetzten Seite liegenden Stein zu springen, ruft ihr der schon ganz nahe Verfolger zu: eben so unmöglich ihres Fußes Spur sich dem Steine eindrücken, so unmöglich sie mit ihrer Peitsche eine Vertiefung in den Stein hauen könne: eben so unmöglich sei es, daß sie ihm entkommen könne. Das Mädchen springt, und hauet im Sprunge mit der Peitsche auf den Stein, und siehe! des Mädels Fußspur ist dem Steine eingedrückt,

der Peitschenhieb hat eine Vertiefung im Steine hervorgebracht — und das Mädchen entgeht ihrem Verfolger.

Wir kehren jetzt nach Bergen zurück, um noch eine kleine Wanderung nach dem etwa eine Viertel-Stunde von Bergen südlich belegenen Gehöfte Krakow zu machen. — Was dieser Ort den Urbewohnern Rügens war, weiß man nicht, aber religiöse Wichtigkeit muß er in der Vorzeit gehabt haben, denn nirgends in Rügen findet man auf einem so kleinen Raume (etwa zwei Pommersche Morgen Landes) eine solche Menge Reste des Alterthums. In dem vor dem Gehöfte befindlichen Holze zu beiden Seiten des hindurch führenden Weges, findet man viele, zum Theil wohlerhaltene Begräbnisse aus der Slaven-Zeit. — Die Gräber sind, nach Sitte der Slaven, Steinkisten, mit einem großen Decksteine verschlossen. Auch liegt hier unter Gesträuchen versteckt ein großer länglicht vierecker Stein, dem eine Rinne eingehauen, und der also vermuthlich als Opferstein gebraucht worden ist.

Der jetzige Besitzer dieses Gehöftes, ein

Herr von Normann, hat mehrere Gräber öffnen lassen, aber nur einige Opfermesser, einige Streitäxte sind die Ergebnisse dieser Nachforschungen gewesen.

Zu einem der schönsten dieser Denkmähler hat der Herr von Normann einen Gang graben lassen, um die innere Einrichtung eines solchen Begräbnisses besser wahrnehmen zu können.

Ein bei diesem Gehölze fließender Bach, über den ein großer flacher Stein als Uebergang gelegt; eine Quelle, die ein schönes Trinkwasser giebt, scheint, da sonst in der Umgegend von Bergen nirgends Bäche gefunden werden, im Zusammenhang mit den vorfindlichen Denkmählern die Vermuthung zu begründen, daß hier ein heiliger Hain der Urbewohner Rügens war — denn nur in Wäldern in deren Nähe Bäche waren, deren Gewässer sie bei ihren Opfern gebrauchten, pflegten die Slaven, wie man weiß, ihre religiösen Feste zu feiern. Auch bei Quoltitz auf Jasmund fließt in der Nähe des dort befindlichen Opfersteins ein Bach.

Wir

Wir setzen jetzt unsere Reise fort; und, da manche es vorziehen mögen, zuerst Jasmund und dann Wittow zu besuchen (obgleich der Verfasser in Bezug auf seinen früher schon geäusserten Grundsatz: nicht vom Schönern zum Schönen herabzusteigen — durchaus gegen diese Art, Rügen zu bereisen, sich erklären muß); so werde ich auch, was auf dem, von Bergen nach Sagard über die Jasmundsche Fähre führenden, Wege sich der Wißbegierde des Reisenden darbieten mögte, erzählen; dann aber mir die Erlaubniß erbitten, die Reiseroute von Bergen ab, nach meiner Ansicht fortsetzen zu dürfen.

Reise von Bergen nach Jasmund.

Man übersieht zuvörderst, so wie man Bergen verläßt, einen Theil des sogenannten Raddaß, eines Gehölzes, das von Westen nach Osten Bergen umgiebt und schützt; einst

ein lieblicher anmuthiger Hain, mit hohen Bäumen bewachsen, und mit seinen vielen Bergen und Thälern und reitzenden Aussichten auf den westlichen und südlichen Theil Rügens, mit seinen angenehmen über Berge und durch Schluchten gewundenen Gängen, den damaligen Bewohnern Bergens ein recht lieblicher Spatziergang, wo auch gewiß Amor manch liebendes Paar seinem Bruder Hymen zuführte — jetzt nur elendes, niedriges Gestrippe, nackte Heideberge.

Auf dem ganzen Wege bis zur Jasmundschen Fähre sieht man noch überall Reste der Waldungen, die ehedem diese ganze Gegend deckten und jetzt werthloses Gestrippe sind; die magern spärlichen Halme, die jetzt den abgeholzten Stellen entsprießen, berechtigen zu dem Wunsch, daß die Vorfahren etwas höhern Werth auf Erhaltung und Schonung der Holzungen gelegt haben mögten, um so mehr, als man es noch immer vorzieht, vermuthlich um den Bienen die Nahrung nicht zu entziehen, die vielen öden Heiden, die Rügen hat, noch heutigen Tages lieber Heideblumen,

als Holz tragen zu lassen, wie anpassend auch zu Holz-Anlagen, und wie nützlich es auch der Provinz und dem Staate immer seyn mögte, Tannenwaldungen anzulegen.

Auch dieser spärliche Anbau verliert sich, wie man Jasmund nahe kömmt, und man sieht zuletzt um sich nur kahle, mit niedrigem Gebüsche und Wachholder bewachsene oder niedrige Halme tragende, Thäler und Berge, nirgends oder nur in weiter Ferne eine menschliche Wohnung. Nur wenn man auf die Spitze eines Berges gelangt, blinkt rechts und links in der Ferne der Binnenstrand auf.

Wir fahren nun einen Berg hinauf, und sehen uns auf einmal von der lieblichsten Aussicht gefesselt, die kein Gedanke früher ahnen, und kein Pinsel schöner malen konnte. Von dem Gipfel des Berges sehen wir links, tief unten im Thal, an dem Busen des Meeres, die alte im gothischen Style erbauete, der Familie von Barnekow-Ralswieck gehörige Burg Ralswieck mit ihren Umgebungen. Ferne über dem Busen des Meeres erhebt sich Arcona, zur Seite Jasmund; kurz, das

Ganze stellt wieder ein ächt Rügensches Landschaftsgemälde dar.

Auch in der Kirchengeschichte Rügens ist Ralswieck nicht ohne Bedeutung. Als nämlich die Dänen im Jahre 1168 Rügen eroberten und das Christenthum einführten, ward die Insel in kirchlicher Beziehung dem Sprengel des Bischofs Absalon von Rodschild und seiner Nachfolger unterworfen, und hier zu Ralswieck residirte der bischöfliche Oeconomus, der dessen Gefälle von den Einwohnern Rügens entgegennahm.

Nach der Reformation wollten die Pommerisch-Rügenschen Herzoge die Hebungen des Bischofs von Rodschild aus Rügen einziehen, und hierüber entstanden Irrungen mit dem Könige von Dänemark, die durch den Vertrag zu Kiel im Jahre 1543 in der Art gütlich beigelegt wurden: daß der Herzog dem Bischof von Rodschild die Güter, die derselbe in Rügen besessen hatte, wiederum abtreten und ihm und seinen Oeconomen dieselben geruhiglich genießen lassen solle, dagegen aber etliche, bisher von dem Bischofe erhobene

Hebungen, z. B. Ablager-Geld, Steuern u. a. m. erhalten, und dem jedesmaligen Landvoigt von Rügen, so wie dem zur Verwaltung des Bischofs-Amtes vom Fürsten zu erwählenden, und vom Bischofe zu Rodschild zu confirmirenden Superintendenten ein bestimmtes Quantum des jährlich aus Rügen zu erhebenden Korns gegeben werden solle.

Zur Zeit dieses Vertrages war ein Johann Barnekow bischöflicher Oeconom zu Ralswieck, und ihm und seinen Erben war die Administration der geistlichen Intraden überlassen worden. — In Folge dieses Kieler Vertrags erheben noch jetzt die Nachkömmlinge dieses Johann Barnekow zu Ralswieck (die sich späterhin das Eigenthum der bischöflich rodschildschen Güter und der sonstigen Intraden desselben acquirirt zu haben scheinen), alljährlich von allen Höfen und Dörfern Rügens eine gewisse Abgabe von Roggen, welche noch jetzt der Bischofs-Roggen genannt wird.

Die Entrichtung dieser Abgabe geschieht noch durchaus in der Art, wie solche vormals

den bischöflichen Oeconomen verabreicht worden, und scheint ursprünglich ziemlich willkührlich gewesen zu seyn; oder man hat auch vielleicht durch Geld die Getraidelieferung abkaufen können. So ist dem Erzähler ein Hof in Rügen bekannt, der nur einen Witten (3 Pfennige) jährlich statt Bischofsroggen giebt, während ein nahegelegener Bauernhof zwey Scheffel Roggen jährlich geben muß.

Andere sollen dem bischöflichen Verwalter mit einem Wagenrade, andere mit einer Peitsche ausgeholfen haben, und nun noch heutigen Tages dasselbe entrichten müssen. Die Wahrheit dieser letztern Angabe kann Erzähler nicht verbürgen, ersteres aber weiß derselbe aus eigener früherer Erfahrung. Auch noch jetzt muß der Besitzer von Ralswieck, die im Kieler Vertrage festgesetzten und sonstigen Abgaben von diesen Roggen-Hebungen entrichten, und doch bleibt bei mittlern Kornpreisen diese Hebung dem Herrn von Barnekow wenigstens jährlich tausend Thaler werth.

Von den vielen und großen, ehemaligen bischöflichen, nachmals an die Familie von

Barnekow gekommenen Gütern *), sind jetzt nur noch, außer Ralswieck selbst mit seinen Zubehörungen, das Gut Lanker auf Jasmund, das Bauerdorf Bischofsdorf und ein kleiner Hof Contop auf Wittow der Familie zuständig.

Wir verlassen jetzt diese liebliche Landschaft, um unsern Blick einer Reihe von Hügeln zuzuwenden, die auf den Höhen Ralswiecks liegen, und die doch wohl die Meinung bestätigen, daß dergleichen Hügel zum Opfern, und nicht zum Begräbniß bestimmt waren. Hier, auf Höhen, in Wäldern, Angesichts des Meeres, war doch wohl ein erhabener und sehr gewählter Punkt zur Verehrung des Wesens, das unsere Vorfahren, unter welchem Bilde es auch gewesen sei, anbeteten.

Durch einen tief herabsteigenden Hohlweg fahren wir jetzt dem Meeresufer zu. Da an der Rügenschen Seite keine Ueberfahrt, auch

*) Zu den bischöflichen Ländereien in Rügen gehörte vormals auch die Herrschaft Streu (jetzt Putbus zuständig), das Gut Reischevitz nahe bei Bergen u. a. m.

kein Haus sich befindet, wohin der Reisende bis zur Ankunft eines Bootes, oder bei ungünstiger Witterung einkehren könnte; so muß man am freien Strande so lange halten, bis es dem auf der Jasmundschen Seite wohnenden Fährmanne gefällig ist, zur Abholung der Personen und Sachen herüber zu kommen, und da er weiß, daß er der Einzige ist, der übersetzen darf, so stößt er auch recht gravitätisch langsam seinen Schiebestock ins Wasser, um gemächlich das Boot fortzubringen.

Vor etwa zwanzig Jahren, stand auch auf der Rügenschen Seite — da, wo noch jetzt einige wilde Obstbäume stehen — ein Haus, wohin denn doch der Reisende wenigstens bei nächtlicher Weile oder übler Witterung eintreten konnte, bis die Fährleute zur Abholung kamen. Allein einige Jahre nach dessen Erbauung ward es vom Blitz angezündet, und der damalige Fährmann fand hierin einen offenbaren Actum der göttlichen Strafgerechtigkeit, die einem solchen Broddiebe, wie der Bewohner jenes Hauses ihm dünkte, das Handwerk gelegt hatte, und schrieb nicht undeutlich

dieses Ereigniß seinem Gebete zu, daher er denn auch solches als eine von der allerhöchsten Instanz ihm verliehene, Bestätigung seines Privilegii zum Uebersetzen der Reisenden ansah.

Auch hat es seither niemand gewagt, sich auf dieser Stelle wieder anzubauen, so wünschenswerth es zur Bequemlichkeit des Reisenden auch seyn mögte.

Das mittlerweile angekommene Boot empfängt uns und unser Gepäck. Die Wagen folgen hinter dem Boote der Richtung desselben. Es ist gefährlich, ohne Leitung des kundigen Fährmanns, die Ueberfahrt, wie wohl bisweilen geschieht, zu wagen, da nur eine schmale und noch dazu krumme Bahn, in welcher der Boden überall seicht und fest ist, hindurch führt, diese Bahn aber zu beiden Seiten beträchtliche Tiefen hat, denen der Unkundige nur zu leicht zu nahe kommen und ertrinken kann, und schon mancher Trunkne und Tollkühne hat sich, seine Gefährten und Pferde, auf diese Weise ums Leben gebracht. Während der Ueberfahrt nun, haben wir Gelegenheit, die einzelnen Punkte, die, vom Rugard ge-

sehen, ein so schönes Ganze bildeten, näher und getrennt zu beachten.

Angekommen auf der Jasmundschen Fähre, und nachdem man sich in dem Fährhause allenfalls etwas restaurirt hat, fahren wir noch eine Weile am Meerufer hin, und lenken dann zwischen hohen Ufern den Pfad zum Innern des Landes ein.

Anfangs führte der Weg, eingeengt durch Berge, neben einem abhängigen buschigten Ufer vorbei, in dessen Tiefe wohl vormals ein Bach floß; nur allererst bei dem Dorfe Semper erweitert sich die Aussicht auf eine große Menge von Dörfern, Höfen, Mühlen und Bergen, und nahe bei Sagard empfängt uns, gleichsam als Herold, der den Reisenden in die Schönheit des Innern Jasmunds einführt, der alte bemooßte Riesenhügel Dubberworth, eines der köstlichsten auf uns gekommenen Denkmähler der Vorzeit, von dem man schon eine recht gefällige Uebersicht hat.

Wir sehen uns jetzt in Sagard, dem ehemaligen Sitze einer der Gardevoigteien, worin Rügen getheilt war, und wo man in

dem Gasthof des Herrn Schepler, zum Kronprinzen von Preußen, oder im Lindenhause bei dem Gastwirth Lokenvitz, ganz bequem wohnt und gut behandelt wird. Von hier nun, als dem Centralpunkte, setzt der Reisende seine Wanderung nach allen Sehenswürdigkeiten Jasmunds fort — ich aber empfehle mich, um nach Bergen zurückzukehren, und von dort die Reise über Wittow nach Hiddensee, nach Jasmund und Putbus zu machen.

Reise von Bergen nach Wittow.

Gewöhnlich reisen Fremde, nachdem sie in den romantischen, durch Naturschönheit und Sagen der Vorzeit gleich interessanten Gegenden Jasmunds sich satt geschwelgt haben, über die sogenannte schmale Heide nach Wittow, um so beiläufig auch noch dies Ländchen mitzunehmen, und kehren dann über Wittow-Fähre nach dem eigentlichen Rügen zurück.

Wer es indessen liebt, sich den Vollgenuß geringerer Schönheiten nicht zu verkümmern, der mögte es genußreicher finden, zuerst Wittow zu besuchen — und in diesem Sinne ist es, daß ich vorschlage, auf diese Weise die Reise durch Rügen zu machen.

Wir fahren deshalb nach dem etwa eine halbe Stunde hinter dem, zwei Meilen von Bergen belegenen Kirchdorfe Trent befindlichen Binnenstrande bis zu der Stelle, die den Wittowschen Fährhäusern gegenüber liegt, wohin dann sofort die Fährleute zur Abholung der Reisenden ein Boot senden.

Auf dem Wege von Bergen bis zur Wittowschen Fähre ist nichts, das besonders der Wißbegierde der Reisenden empfohlen zu werden verdiente. Nur die Bemerkung, daß die Gegend um Trent wohl zu den fruchtbarsten Gegenden Rügens gehören müsse, wird sich dem Reisenden selbst schon wegen des Contrastes aufdringen.

Es ist nämlich auf dem ganzen Wege nur sehr mittelmäßiger Boden, selbst noch große Strecken gänzlich unbebaueter Gegenden, die

nur dem weidenden Viehe kärgliche Nahrung gewähren, trifft man hinter dem Dorfe Parchtitz und an mehreren Stellen auf diesem Wege an. Nur das Gut Gagern macht eine glückliche Ausnahme. Von hier an treffen wir wiederum eine sehr magere Vegetation, der Boden wird immer schlechter; hinter der Mühle (die Heidemühle) wird derselbe so sandig und dürre, daß er nicht einmal dem Tannenwuchse zusagt, denn schon seit etwa 40 Jahren stehen hier Tannen von zwerghaftem Wuchse. Von der Höhe dieses Sandberges hat man eine recht artige Aussicht auf die im Schaproder Kirchspiele belegenen zahlreichen Höfe, und über das Binnenwasser hinaus auf die Insel Oie. Wir fahren diesen Berg hinunter und auf einmal sehen wir zu beiden Seiten des Weges den reichsten Getraidewuchs, den Wittow nicht schöner hat.

Das Boot zu unserer Abholung ist an Ort und Stelle, da aber das Wasser nicht tief genug ist, um das Boot bis ans Land bringen, und sofort die Reisenden aufnehmen zu können, so müssen die Wagen allererst eine Strecke nach

dem Wasser hineinfahren, um zu dem Boote zu gelangen, was freilich, wenn die Pferde dessen nicht gewohnt sind, oder durch das Schaukeln des Boots oder durch das Getöse der anschlagenden Wellen scheu werden, das Einsteigen vom Wagen in das Boot, besonders für Damen, etwas beschwerlich macht, obgleich die Vorsichtigkeit und Behülflichkeit der Fährleute das Einsteigen möglichst erleichtern, und jeden Gedanken an wirkliche Gefahr schlechthin entfernen. Auch sind die Fährleute bereit, wem es etwa behagen mögte, den Reisenden vom Lande ab durch das Wasser zum Boote zu tragen. Sie ziehen ihre großen Stiefeln auf, und rüstig schreiten sie mit ihrer Last huckepack durch das Wasser dem Boote zu.

An mancher hübschen Aussicht fehlt es auch dieser kleinen Wasserparthie nicht. Hoch ragen über das flache Wittowsche Land die nördlichen Sandgebirge von Hiddensee; auf der schmalen Erdzunge, in die südwestlich Wittow ausläuft, liegt ein hohes massives Gebäude, das Posthaus, wo die aus Schweden

kommenden Postjachten, wenn solche im Spätherbste des Eises halber nicht mehr nach Stralsund können, anlegen und von da zurück nach Schweden expedirt werden; auch andere Schiffe, die einen Nothhafen bei eintretendem Frostwetter zu suchen genöthiget sind, halten bisweilen hier beim Posthause Winterlager.

Angekommen bei der Wittowschen Fähre, werden Pferde und Wagen zuvörderst von den Fährleuten aus dem Boote gebracht, nothdürftig angeschirrt, und so besteigt der Reisende wiederum seinen Wagen, um sich ans Land fahren zu lassen. Man fährt längs dem Binnenstrand, der hier eine weite Bucht bildet, bis zum Dorfe Wieck. Nichts Interessantes bietet diese Fahrt, auch von der gerühmten Fruchtbarkeit des Wittowschen Bodens noch keine Spur. — Nur die Bemerkung kann dem Reisenden nicht entgehen, daß nämlich die See hier alljährlich Abspülungen macht, und zwar so bedeutend, daß seit etwa 25 Jahren der Weg neben dem Strande schon zweimal tiefer landeinwärts hat verlegt werden

müssen, weil die frühern weggespült oder unfahrbar gemacht waren.

Das Dorf Wieck und dessen Umgebungen enthalten ebenfalls nichts, was die Beachtung der Reisenden verdiente, und so eilen wir sofort nach dem eine halbe Stunde von Wieck belegenen Flecken Altenkirchen, der als vieljähriger Wohnort des Dr. Kosegarten, welcher zuerst dem Auslande Rügen bekannt machte, einige Celebrität erhalten hat.

Auch ist die hiesige Kirche wohl eine der ältesten in Rügen, da solche gleich nach der Zerstörung des Swantevits-Dienstes zu Arcona (1168), erbauet worden.

In einer Vorhalle der Kirche befindet sich eine alte steinerne unförmliche Statue, die man ehedem für das Bild des Swantevit ausgab. Dies ist sie nun ganz gewiß nicht, denn Swantevits Statue war von Holz, und ist, nach der Erzählung des Saxo Grammaticus, sofort nach der Eroberung des Tempels in das Dänische Lager gebracht, dort zerspaltet und die Stücken zum Kochen verbraucht worden.

An-

Andere geben dies unförmliche Gebilde für den Götzen Witthold aus. Worauf sich aber diese Angabe gründet, zumal da gar keine historische Nachricht vorhanden, daß ein Götze dieses Namens verehrt worden sei, weiß ich nicht; und wie diese Statue hieher gekommen, davon schweigt auch die Sage.

Wir wandern nun, da hier unsere Aufmerksamkeit jetzt nichts mehr in Anspruch nimmt, durch die kornreichsten ergiebigsten Fluren Wittows, der alten Swantevits-Burg zu — nach Arcona. Hier sieht man noch die Erdwälle, wenn auch an allen Stellen nicht mehr so hoch, wie solche Saxo Grammaticus, der bei der Belagerung Arcona's im Jahre 1168 gegenwärtig war, beschreibt; auch der Eingang der Burg ist noch heutigen Tages der, den man vor sieben hundert Jahren wandelte.

Die Aussicht vom Burgwall ist weit mannigfaltiger und reicher als die vom Königsstuhl auf Jasmund, dort sieht man nur Wasser, hier die waldigten Ufer Jasmunds bis nach Spycker herunter, auf der andern Seite Hiddensee, und bei klarer Luft, auch ebenfalls

ohne Fernglas, besonders am Morgen, nordwestlich, die etwa sieben Meilen entfernte Dänische Insel Mönen. Hoffe aber ja keiner — im Vertrauen auf die gerühmte Fernsichtigkeit der Frau von Montenglaut (m. s. Beschreibung meiner Lustreise durch Rügen, im Freymüthigen, Jahrgang 1821. 28. St. u. f.), die etwa 10 Meilen entfernte Schwedische Küste, die jene Dame gesehen haben will, mit einem mittelmäßigen Fernglase zu erblicken — auch mit dem besten vermag man dies nicht, und noch ist es keinem Sterblichen geglückt (ausser der Frau v. M. ? ? ?) solche von diesem Standpunkte aus zu sehen.

Eine Stadt kann übrigens auf Arcona nie gestanden haben — wie viele alte Schriftsteller fabeln — oder die See müßte ungeheuer viel vom Ufer abgerissen haben, welches anzunehmen doch weder Geschichte noch Sagen berechtigen. Vielleicht hat die Stadt, falls je eine vorhanden gewesen, ausserhalb des jetzt noch vorhandenen Burgringes, landwärts nach den Dörfern Puttgarten oder Vitte gestanden.

Ein Eichenwald, aus dem die Dänen ihre Belagerungswerkzeuge entnommen, und wovon man noch jetzt versunkene Reste in einem jetzt an dessen Stelle befindlichen Torfmoor auffindet, stand nahe bei Arcona.

Noch in manchen Gegenständen und in mancher Sage, hat sich das Andenken Swantevits in dieser Gegend erhalten. An der nordöstlichen Seekante liegt ein kleines Gehöft (jetzt Domaine), der Götzenhof genannt, welches freilich die Unkunde späterer Zeiten, und die jetzige Mundart in Katzenhof, auch Goos oder Gootz abgeändert, das aber in Urkunden bestimmt der Götzenhof heißt, und also ehemals dem Swantevit gehörte.

Auch sollen nach einer, mir von einem adelichen Gutsbesitzer auf Wittow, dessen Familie zu den ältesten der in Rügen eingewanderten Deutschen gehört, mitgetheilten Sage die 60 Schimmel, die zum Dienste Swantevits gehalten wurden, auf einem etwa eine halbe Meile von Arcona belegenen, jetzt der freiherrlichen Familie Schulz von Ascheraden gehörigen Gute Swantevitz unterhalten

und ernährt worden seyn, und in der That scheint der Name des Guts auf eine Besitzung Swantevits hinzudeuten, und der factisch wahre Umstand, daß dieses Gut ehemals Domaine (wie fast alle dem Götzendienst ehemals angehörige Güter) war, und nur durch Tausch ein Eigenthum der Familie von Ascheraden geworden, dieser Sage Wahrscheinlichkeit zu geben.

Einige hundert Schritte von Arcona liegt tief unten im Thal, von Bergen umgeben, ganz nahe an der Ostsee, das Fischerdorf Vitte, merkwürdig wegen eines Gebrauchs, der wahrscheinlich einzig in seiner Art in Deutschland ist. Es wird nämlich in jedem Sommer während der Zeit des Heeringsfanges, vom Juli bis September, an acht Sonntagen, Nachmittags, unter freiem Himmel Gottesdienst gehalten, wobei der Prediger zu Altenkirchen, oder dessen Diacon, die Predigt hält; — man nennt diese die Uferpredigten. — Eine wahrhaft erhebende Feier, wenn, vom Wetter begünstigt, ein Redner voll Gefühls für die Schönheit der ihn umgebenden Natur und der

Erhabenheit der Handlung, wie Kosegarten es war, den Gottesdienst leitet. — Vor dem Dorfe wird ein Thal von zweien Bergen gebildet, an deren Abhang die Zuhörer, die Männer zur Rechten, die Frauen zur Linken, gelagert sind, im Thalgrunde steht der Prediger, vor sich in der Tiefe das Dorf Vitte, im Hintergrunde die Ostsee und Jasmunds waldigte Ufer, zur Seite in geringer Entfernung die hohen Erdwälle der alten Arcona. — Schon durch diese Aussicht ringsum wird die Seele zu religiösen Empfindungen gestimmt; und wahrlich mögte wohl kaum eine zweite Stelle in unserm Deutschen Vaterlande gefunden werden, die so einladend zur Gottesverehrung wäre, und wo es also einem Prediger, der nicht ganz vom Geiste verlassen ist, so leicht würde, die Seele seiner Zuhörer zum Preise und zur Anbetung des Weltenschaffers zu entflammen.

Aber es ist, wie einst Napoleon sagte, nur ein Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, und so gränzte auch einmal bei dieser Gelegenheit durch einen Mißgriff des Predigers

beides sehr nahe. Ein vorlängst verstorbener Diacon zu Altenkirchen nämlich, der eben kein starker Geist war, predigte hier einmal, als der Erzähler gerade gegenwärtig war. Am Schlusse seiner nicht sehr erbaulichen Rede, wollte er den Wunsch für das geistige und leibliche Wohl seiner Zuhörer in einer Redensart verbinden, versprach sich aber und sagte: Gott erfülle Eure Herzen mit Heeringen und Eure Netze mit Gnade. Amen!

Der Ursprung dieser Uferpredigten verliert sich in die entferntesten Zeiten, und hat wohl dem Umstande, daß die auf den Heeringsfang ausgehenden Fischer sich von ihrem nur einige Wochen währenden Geschäfte, so lange nicht abmüßigen können, um die fast eine Meile entfernte Kirche zu Altenkirchen zu besuchen, seine Entstehung zu verdanken, damit diesen Leuten bei ihrem gefahrvollen Gewerbe, die Gelegenheit zur Gottesverehrung nicht auf so lange Zeit entzogen würde.

Uebrigens wird der Dorfschulze in Vitte, und jeder dortige Einwohner dem Reisenden die Stelle zeigen, wo die Uferpredigten bei hei-

terer Witterung gehalten werden, und man wird sich leicht durch den Anblick der Umgebungen überzeugen, wie rührend an einer solchen Stelle eine öffentliche Gottesverehrung bei heiterer Sommer-Witterung, geleitet von einem Prediger, seyn müsse, dessen Sinn empfänglich ist für die Eindrücke der schönen Natur. — Wenn an den Sonntagen, da am Ufer Gottesdienst gehalten wird, regnigtes Wetter einfällt, so wird solcher in einer, auf einem Berge bei dem Dorfe stehenden Capelle, die auf Betrieb des verstorbenen Consistorialraths Kosegarten erbauet worden, gehalten.

Von hier können wir nun, wenn man des Anblicks der mannigfach geformten Uferschluchten in der Nähe genießen will, und also einen kleinen Umweg nicht scheuet, nach dem Dorfe Goor, und so weiter fort nach dem Seestrand wandern. Man übersieht hier die Tromper-Wieck, und manche schöne Partie der gegenüberliegenden waldigten Ufer Jasmunds, die fast bei jedem Schritte veränderte, und immer reizende Ansichten darstellen.

Auf der Feldmarke des Dorfes Nobbin, nahe am Wege nach der schmalen Heide, und nahe am Ufer der Ostsee, treffen wir ein Denkmahl der Vorzeit, einzig in seiner Art in Rügen und vielleicht in Deutschland. — Eine Einfassung von Steinen schließt eine weite, länglich-ovale Fläche von einigen 40 Schritten Länge und — am nördlichen Ende — 10 Schritten Breite ein, an deren nördlichem und südlichem Ende zwei hohe Steine (der südliche, höchste, über 6 Fuß hoch) sich befinden. Die innere Fläche ist nur unmerklich über die umgebende Erdfläche erhaben.

Ueber die ehemalige Bestimmung dieses Mahls ist man, wie gewöhnlich, verschiedener Meinung. Ein sogenanntes Hünengrab mögte es indessen wohl gewiß nicht seyn, dazu ist der Umfang zu groß, auch thürmten — wie schon früher erwähnt — die Wenden Hügel über die Aschen-Urnen.

Dürfte der Verfasser seine Meinung zu äussern wagen; so scheint ihm dies Denkmahl einen Platz zu Volks-Versammlungen — wo, um entweder Gericht zu halten, oder andere ge-

meinschaftliche Angelegenheiten zu berathen, die Häuptlinge der Volksstämme zusammengekommen — bestimmt zu bezeichnen. Man weiß ja aus der frühern Geschichte anderer, z. B. der scandinavischen Völker, daß Plätze, zu Versammlungen der Häupter des Volks bestimmt, in dieser Art mit Steinen eingefaßt waren, und die Stelle des Vornehmsten der Versammlung durch den höchsten Stein bezeichnet ward. Wäre also dies die Bestimmung dieses Denkmahls gewesen, wie recht sinnvoll wäre derselbe zu dem Zwecke gewählt, wie spräche die Wahl dieses Platzes für den Charakter des Volks, das sich zu seinen öffentlichen Zusammenkünften eine Gegend wählte, wo der Donner des brandenden Weltmeers, und der Anblick der hohen sie umgebenden Natur-Schönheiten, nothwendig die Seele zu erhebenden Gefühlen stimmen mußte.

Bei dem Dorfe Drewoldke, am Anfange der nach Jasmund führenden schmalen Heide, liegt ein kleiner Landsitz — Juliusruhe — den sich vor einigen zwanzig Jahren ein junger Misanthrop, der sich hieher

zurückzog, anlegte. Diese Anlage ist wenigstens sehenswerth als Beweis, daß auch bei den ungünstigsten Umgebungen, in den ödesten Sandwüsten, in Gegenden, die den heftigsten Seestürmen und dem Verschütten mit Seesand ausgesetzt sind, durch Fleiß und Beharrlichkeit, Holz- und Garten-Anlagen gedeihen können. Es war diese Anlage, umgeben von Sanddünen, von welchen die Stürme Treibsand in ungeheurer Menge derselben zuführten, in den ersten Jahren ihrer Entstehung mehrmalen der Gefahr, vom Flugsande begraben zu werden, ausgesetzt, und es sollen einmal in einem Frühjahr 300 vierspännige Fuhren Sand aus dieser Anlage ausgefahren worden seyn. So wie aber die zum Schutz derselben gemachten Holzanpflanzungen immer höher und höher empor wuchsen, so verminderte sich natürlich die schädliche Einwirkung der Seestürme. Jetzt sind diese Anlagen den störenden Winden entwachsen, und blühen in jugendlicher Kraft und Fülle in dieser vormals so öden freudenlosen Gegend.

Reise von Wittow nach Hiddensee.

Um nicht die Erzählung des Sehenswürdigen auf Wittow zu unterbrechen, habe ich eines Abstechers nach Hiddensee nicht erwähnt, und es wird also hier der Ort seyn, ehe wir uns weiter entfernen, dieses nachzuholen.

Wer sich vor einer Anwandlung von Seekrankheit sicher weiß (und so recht leicht hat es denn doch auch auf dieser Fahrt, größtentheils unter Land, damit eben keine Noth), und kleine Wasserreisen liebt, der nehme sich zu Wieck ein Segelboot, und lasse sich nach Hiddensee fahren. Ganz zu Lande kann man ja doch nun einmal nach einer Insel nicht hinkommen, und auf ein bischen näher oder weiter wird es bei einer Wasserreise dem Reisenden nicht ankommen, wenn letzteres mehr Genuß verspricht, und das ist unleugbar hier der Fall.

Also wir setzen uns in das Boot eines Wiecker Schiffers und durchziehen den Meer-

busen von Wieck, beide Ufer überblickend und weit ins Land hinein schauend, wir segeln neben der schmalen Landenge — die Buge — auf deren äußerster Spitze das Posthaus liegt, und über welches hinaus wir die hohen nördlichen Ufer von Hiddensee und die dunkel wogende See — ein lieblicher Anblick — gewahr werden.

Diese Landzunge, fast eine Deutsche Meile lang, ist auf einer Stelle so schmal, daß solche, nur wenige Ruthen breit, bei hohem Wasser und zur Winterszeit nicht selten überschwemmt wird, und es fast unbegreiflich ist, daß die Ostsee diesen schwachen Damm nicht schon längst durchbrochen hat. Beim Posthause umsegeln wir die Spitze von Wittow, bei einer kleinen unbewohnten Insel, Bussin, vorbei, die im Frühjahr und Sommer mit zahllosen Schaaren brütender Vögel bedeckt ist, deren wildes Geschrei, und das Getöse der brandenden Ostsee die einzigen Laute sind, die das Ohr des Reisenden in dieser öden unfreundlichen Gegend berühren. Wir steuern jetzt queer über das Binnenwasser, gerade auf die vor uns lie-

gende Insel Hiddensee zu, an deren nördlicher Küste, bei Kloster, wir landen.

Hiddensee (nicht Hiddensoe oder Hiddens-oe, wie Herr Zöllner [Anhang Nr. 2.] es geschrieben wissen will) giebt einen auffallenden Beweis, wie auch in der elendesten Hütte dem Menschen sein Geburtsland anheimelt.

„Dat söte Länneken" (das süße Ländchen), heißt den Eingebohrnen dies Eiland, und das höchste Ziel des jungen Insulaners, der sein Vaterland verläßt, um sich dem Seeleben zu widmen, ist, sich so viel zu erwerben, um in spätern Jahren ruhig und bequem in seinem süßen Ländchen seine Tage beschließen zu können. Selbst Leute, die sich auswärtig etablirt gehabt haben, kehren im Alter, wenn möglich, gerne zur Insel zurück, damit doch wenigstens ihre Gebeine im heimischen Boden ruhen mögen.

Geboren in elenden Hütten, von Torf und Feldsteinen aufgeführt, die sie nur kaum gegen die rauhen Stürme und vor Nässe schüzzen, die nicht einmal dem Rauche, der das

ganze Haus durchzieht, einen andern Ausgang, als durch die Hausthür gestatten; genöthigt aus Mangel an Holz die vom Seewasser durchzogenen äusserst übelriechenden Rasen (Plaggentorf) zur Feuerung zu benutzen, dessen jedem Fremden unausstehlicher Geruch, sich allen ihren Speisen und auch sogar der Butter mittheilt; eingeschränkt auf die wenigen Nahrungsmittel, die ihnen der Fischfang und ein sehr kärglich lohnender Ackerbau gewähren, ist diese Anhänglichkeit an ihr Geburtsland bei denen, die wirthlichere Gegenden kennen gelernt, wohl nicht allein aus der allen Menschen von der Natur so tief eingesenkten Liebe zur Heimath erklärlich; die von Jugend auf gewohnte Seeluft, die reinere Luft ihrer Berge bringen bei ihnen gleiche Erscheinung, wie beim Schweizer hervor, und man will ja überhaupt bemerkt haben, daß Insulaner stärkere Anhänglichkeit an ihre Heimath haben, als Bewohner des festen Landes.

Ehedem mag auch freilich der Aufenthalt hier angenehmer gewesen seyn, als die Insel noch Wälder hatte, die gegen die Seestürme

schützten und den Bewohnern Brennholz gaben. Daß dergleichen hier gewesen, würde — wenn man es auch sonst nicht wüßte — aus einer Bestimmung der Schaproder Kirchen-Matrikel aus dem 16ten Jahrhundert hervorgehen, die dem Prediger zu Schaprode die Befugniß beilegt, alljährlich 15 Fuder Brennholz von Hiddensee zu beziehen. Auf dieses Emolument haben nun die Schaprodischen Prediger schon lange verzichten müssen, denn jetzt ist ausser einer kleinen Tannenanlage neuerer Zeit, und von unbedeutendem Umfange, kein Holz zu Hiddensee.

Die Dänen sollen im Kriege mit Schweden im Jahre 1720 auch die letzten Reste ehemaliger, im 30jährigen Kriege zerstörter, Waldungen gänzlich ausgerottet haben; und so besteht denn jetzt der nördliche Theil der Insel nur aus kahlen Sandgebirgen, die sich nach der See höher und höher, bis zu einer nicht unbedeutenden Höhe erheben.

Auf der äussersten nördlichen und höchsten Spitze des Landes stand vormals ein hoher Dornbusch, der weit in der See sichtbar, dem

Seefahrer ein sicheres Merkmahl des Landes war, nach ihm hieß diese Gegend „der Dornbusch" und so ist solche auf allen See- und Landcharten, auch auf der des seeligen Professors Meyer *), die beßte, die man zur Zeit noch von Rügen hat, bezeichnet.

Von

*) Daß der Professor Andreas Meyer zu Greifswald ein sehr geschickter Geometer und Astronom war, ist allgemein bekannt; weniger vielleicht aber, daß er zugleich einen oft etwas beissenden Witz hatte, und sehr beschlagen im Repliciren war. Eine solche recht ächt witzige Replik wird gewiß dem Leser Vergnügen machen, und ich kann es mir daher nicht versagen, solche zu erzählen.

Bei einer Gränzstreitigkeit der Greifswaldischen academischen Administration mit einem benachbarten Gutsbesitzer, dem Kammerjunker von Genzkow, wird der Professor Meyer von der academischen Administration zur Vermessung der streitigen Güter beauftragt. In dem zur Einleitung des Geschäfts bestimmten Termin erscheint denn auch der Kammerjunker — ein Mann von altem Schroot und Korn, der noch, was nicht adelig war, per „Er" tractirte. — „Na! Herr Landmesser — redet er den Professor Meyer an — getrauet er sich denn wohl mein Gut auszumessen?" — O ja! war

Von dieser Höhe hat man denn auch eine ungemessene und sehr vortreffliche Aussicht. Nördlich breitet sich der Ocean in unabsehbarer Weite vor unsern Blicken aus. — Man erblickt westlich sehr deutlich die Dänische Insel Moenen, und eine Bucht, die den Hafen an dieser östlichen Küste der Insel bildet, — südlich den ganzen niedrigern, sichtlich von der See nach und nach angeschwemmten Theil von Hiddensee, der sich fast bis zur Pommerischen Küste hin erstreckt, wo die Küste von Hiddensee und das gegenüber liegende Pommern die enge Durchfahrt aus der See in das Binnenwasser bildet, die man den Gellen nennt, und die schon seit mehreren Jah-

die Antwort, und noch mehr, ich getraue mich sogar, Ihren Verstand auszumessen, und den Maaßstab dazu haben Sie mir so eben angegeben. Der gute Kammerjunker muß aber diesen Hieb nicht gefühlt haben, denn er bleibt beim Verfolg des Geschäftes noch immer dabei, Meyern Landmesser zu nennen, wogegen Meyer ihn zur Erwiederung in dem protokollarischen Dictamen den Landjunker Gentzkow nennt.

ren so versandet ist, daß schwer beladene Schiffe diese nähere Fahrt aus der See nach Stralsund nicht nehmen können, sondern um Wittow und Jasmund hinum segeln müssen. Man übersieht weite Gegenden Pommerns und die Gegend bei Barth, nebst einem Theil des Darßes, einer großen mit Tannen bewachsenen Insel, etwa eine Meile von Barth. Gegen Osten übersieht man Wittow, Jasmund und einen großen Theil Rügens bis Bergen.

Hiddensee ist der Wetterprophet für die entfernteren Gegenden, in deren Horizont die Insel liegt. Scheint die Insel höher, als sonst hervorzuragen, scheint es, man sehe sie näher als sonst, so weiß man, daß nördlicher Wind, und nach Andern, daß bald stürmische Witterung und Regen folgt; senkt sie sich anscheinend wieder, so bedeutet es gutes Wetter.

Wohl in keiner Gegend Deutschlands ist der Prediger so von allem geselligen, für ihn passenden Umgange abgeschnitten, wie der zu Hiddensee, denn, da die Gutsherrschaft die Insel nicht selbst bewohnt, auch sonst hier nie-

mand ist, der sich zum Umgang für einen gebildeten Mann eignete; so ist derselbe durchaus nur auf den häuslichen Zirkel eingeschränkt. — Außerhalb der Insel Besuche zu machen, ist wegen der Wasserfahrt unangenehm und wegen der oft schnell und unerwartet entstehenden stürmischen Witterung mißlich, weil die Rückkehr nicht immer von des Predigers Willkühr abhängt, und denn doch Nothfälle sich ereignen können, die seine Anwesenheit erforderlich machen.

Vor etwa dreißig Jahren veranlaßte die Abwesenheit des Predigers bei einem solchen eintretenden Nothfalle einen drolligen Vorfall, der auch dem Betheiligten eine Consistorialrüge zugezogen haben soll.

Es wird nämlich während des Predigers Abwesenheit eine Frau entbunden, und da das Kind sehr schwach war, und man daher besorgte, daß solches nicht bis zur Zurückkunft des Predigers leben mögte, so beschließt man, ihm die Nothtaufe zu geben. Allein eine Hebamme, die sonst diese Handlung in Nothfällen wohl vorzunehmen pflegen, ist nicht da; der

Vater des Kindes weiß nicht, wie sich dabei zu benehmen, und so beschließt er, einen seiner Nachbarn, dem er bessere Kenntnisse zutraut, darum anzusprechen, das Kind zu taufen. Dieser läßt sich denn auch dazu bereit finden und folgt dem Vater zu seiner Wohnung. Hier tauft er nun das Kind und begießt dessen Kopf dreimal im Namen der Dreieinigkeit mit Wasser. Der Vater aber, dem der Zweifel einfällt: ob ein dreimaliges Begießen wohl genüge, und nach dem bekannten: superflua non nocent — ruft dem Täufer zu: gif em lewer noch'n Göth (gieb ihm lieber noch einen Guß), und dieser thut auch nach des Vaters Willen und giebt dem Kinde noch einen vierten Guß.

Ehedem war hier ein Mönchskloster, dem auch die ganze Insel gehörte, es stand auf der Stelle, wo jetzt der herrschaftliche Hof steht, und der Platz heißt noch jetzt: Kloster. Nach der Reformation ward das Kloster aufgehoben und die Insel ward Domaine; allein nach dem 30jährigen Kriege, und wie Schweden zum Besitz Pommerns kam, zur Deckung

der Landesschulden, so wie viele Domainen, — jedoch mit Vorbehalt des Patronats — verkauft. Als König Carl XI. von Schweden nachmals die veräußerten Damainen wieder einzog, ward Hiddensee in der Reduction übergangen, und so ist es Allodium geblieben, von dem nur noch das Kirchen-Patronat dem Landesherrn zusteht.

Auch hier bewirkten vormals die Mönche Wunder. Noch ehe hier ein Kloster gestiftet ward, kömmt einmal — so erzählt die Sage — ein Mönch nach Hiddensee, und bittet, als es Nacht zu werden beginnt, bei den Einwohnern eines Dorfes um Herberge. Von Manchen zurückgewiesen, wird der Mönch endlich von einer alten Frau aufgenommen und nach Vermögen bestens und liebreich verpflegt. Am nächsten Morgen dankt derselbe beim Abschiede seiner Wirthin für die gute Aufnahme, wünscht ihr dafür des Himmels reichsten Lohn und besonders, daß das erste Geschäft, welches sie an diesem Tage vornehmen würde, ganz vorzüglich gesegnet seyn möge.

Nach Entfernung des Mönchs will die

gute Frau etwas Leinwand zur Bleiche tragen, es fällt ihr aber ein, solches zuvörderst zu messen. Sie fängt also an, und mißt und mißt, und ist höchlich verwundert, daß die Leinwand gar kein Ende nimmt. Da fällt ihr denn endlich der Abschiedsgruß des Mönchs ein, und sie setzt ihr Geschäft bis zum Abend fort.

Erstaunt und hocherfreut erzählt sie dieses Wunder ihren Nachbarinnen, unter denen denn auch eine ist, die den Mönch früher zurückgewiesen. Diese bereuet den von ihr begangenen Fehler und nimmt sich vor, den Mönch, wenn er je wieder bei ihr einsprechen würde, reichlich zu bewirthen, hoffend, daß er sie auch so segnen werde. Als sie endlich einmal nach langem Harren den Ersehnten, um Nachtlager bittend, freudig bei sich aufgenommen, spart sie nichts, um ihm eine gute Mahlzeit und weiche Ruhestätte zu bereiten. Auch ihr wiederholt am andern Morgen beim Abschiede der Mönch den Wunsch, der ihrer Nachbarin so wohlthätig gewesen. — Halt! denkt die schlaue Alte, das sollst du dir besser zu Nutzen machen, und kaum ist ihr Gast fort, so holt sie

aus ihrem Schranke ein kleines Geldbeutelchen, um ihr Geld nachzuzählen. Bevor sie aber dabei anfängt, fällt ihr ein, zuerst noch ihr Wasser zu lassen, um nachher desto ungestörter Geld zählen zu können. Sie geht also vor ihre Hausthür und wässert, und wässert sonder Rast bis zum Abend. — Durch diese Fluth soll das Wasser entstanden seyn, was jetzt die kleine Fährinsel (auf der ein paar kleine Häuserchen stehen) von Hiddensee trennt.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa bis zum Anfange des jetzigen, war diese Insel ein Eigenthum der Familie von Giese, und unter deren Herrschaft lebten diese Insulaner ihr goldenes Zeitalter.

Der Kammerrath von Giese in Stralsund war ein sehr gutmüthiger Mann, der aber nur in seinen kameralistischen Geschäften und seinen Plänen lebte, und daher seiner geistreichen, sehr gebildeten und in jeder Hinsicht vortrefflichen Gattin, die daneben eine Dame von dem edelsten Charakter war, die Leitung der ländlichen Angelegenheiten überließ. Sie ward nach seinem Tode Herrin von Hidden-

see, und ihre Unterthanen nannten sie nur: ihre liebe Mutter in Stralsund — und da nachher der älteste Sohn, der ganz in die Fußtapfen seiner würdigen Eltern trat, das Gut annahm, so ward durch diese Reihe guter Herrschaften der Wohlstand ihrer Unterthanen fest begründet. Noch lebt das Andenken an diese würdige Familie in den Herzen dieser Insulaner, und die Erinnerung an selbige wird um so lebhafter erhalten, je schmerzlicher das nachfolgende Zeitalter sie an die Vergangenheit mahnte.

Zu den Zeiten des Kammerraths Giese entdeckte man hier einen feinen Thon, der zur Verfertigung von Porzellan tauglich schien. Es ward also von demselben in Stralsund eine Porzellan-Fabrik angelegt und der Thon in kleinen Schiffen (Jachten) von Hiddensee nach Stralsund gebracht, und der Erfolg lehrte auch, daß aus dieser Erde recht gute und dauerhafte Fayence verfertiget werden konnte. Der Herr von Giese schonte keine Kosten, um diese Fabrik in Aufnahme zu bringen; er ließ geschickte Arbeiter und Maler von

auswärts kommen, und brachte es nach wenigen Jahren dahin, daß wirklich recht feine und für den damaligen Geschmack schön geformte und niedlich gearbeitete Fabrikate an Tafelservicen und sonstige Sachen aller Art aus dieser Fabrik hervorgingen. Auch fehlte es der Fabrik nicht an Absatz, denn außer dem Vertrieb im Lande selbst hatte sie auch Niederlagen in Petersburg und andern Orten, und so würde diese Fabrik wahrscheinlich bald zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gediehen seyn, hätte nicht unglücklicherweise die Explosion eines Pulverthurms im Jahre 1772 die in der Nähe befindlichen Fabrikgebäude so sehr beschädiget, daß der Unternehmer nicht vermögend genug war, solche aus eigenen Mitteln wieder herzustellen, und also, da die damaligen Landstände, bei denen derselbe eine Anleihe von 6000 Rthlr. nachsuchte, unfreundlich und unpatriotisch genug waren, solche zu versagen, genöthigt ward, das ganze schon so weit gediehene und noch soviel versprechende Unternehmen aufzugeben.

An der Stelle, wo man zu Hiddensee

die Porzellanerde in die Schiffe einlud, stand eine Brücke, die man deshalb die Porzellanbrücke nannte, wie die Stelle auch noch jetzt heißt. Der Erzähler führt diese kleine Notiz nur aus dem Grunde an, um, wenn man diesen Namen etwa auf einer Specialcharte von Rügen finden mögte, sich dessen Entstehung erklären zu können.

Auch eine nicht ganz unbedeutende Bernsteinfischerei wird hier nach nordöstlichen Stürmen betrieben. Auch ward hier vor vielen Jahren einmal nach Bernstein gegraben. Stralsundische Juden pachteten eine Stelle, wo sie Bernstein zu finden vermutheten, und sie sollen sich auch in ihrer Erwartung nicht ganz getäuscht gefunden und einige Stücken von ziemlich ansehnlicher Größe ausgegraben haben, so daß sie, als sie nachher weitere Nachgrabungen einstellten, wenigstens den Ersatz der gehabten Kosten erhalten haben sollen.

Auch an Waidewerk, besonders an Hasen, war ehedem Hiddensee sehr ergiebig, und es wurden daher, als noch diese Insel der

Familie Giese gehörte, häufig Jagdparthieen hieher von Stralsund aus veranstaltet.

Einst bereisete ein auswärtiger Prinz diese Provinz, und ward in Stralsund in dem Hause der verwittweten Kammerräthin von Giese, die als eine der talentvollsten und gebildetsten Damen dort eins der ersten Häuser machte, eingeführt.

Zur Unterhaltung des Prinzen wird auch eine Jagdparthie nach Hiddensee in Vorschlag gebracht, und der dortige herrschaftliche Wirthschafter erhält den Auftrag, Alles dazu in Stand zu setzen und den Prinzen mit den Jagdhunden zu begleiten. Nach beendigter zur Zufriedenheit des Prinzen ausgefallener Jagd bezeugt der Prinz sein Wohlgefallen über die Jagdhunde, und besonders ist einer darunter, der dem Prinzen vorzüglich gefällt und nach dessen Namen er sich bei dem Wirthschafter erkundigt. Dieser wird bei der Frage äußerst verlegen und sucht auf alle Weise auszuweichen; da aber der Prinz, der seine Verlegenheit bemerkt, scherzend in ihn dringt, doch den

Namen des Hundes zu sagen, denn einen Namen müsse er doch haben, macht der arme Mann in seiner Herzensangst eine tiefe Verbeugung gegen den Prinzen und sagt: he heet ok Prinz (er heißt auch Prinz).

Wer nicht Genüge hat, die Reise nach Hiddensee von Wittow ab zu machen, der kann auch von Bergen bis Schaprode, oder noch weiter zu Lande, bis nach der sogenannten Stolper-Fähre fahren und von einem dieser Oerter ab sich nach Hiddensee segeln lassen.

Man lernt auf dieser Fahrt eine der kornreichsten Gegenden Rügens, das Schaproder Kirchspiel kennen, das daher auch eine große Menge der schönsten Höfe und Dörfer zählt. Dagegen enthält in sonstiger Hinsicht diese Gegend nichts, was die Aufmerksamkeit eines Reisenden anziehen mögte. (Anhang Nr. 3.)

Reise von Wittow nach Jasmund.

Nach einer stundenlangen Fahrt am öden Strande der Ostsee, oder durch Sandgeschiebe, wo man kaum hie und da eine kärgliche Spur von Vegetation wahrnimmt, wo nur selten eines einzelnen Wanderers Anblick erfreut, nähert man sich endlich einem wirthbarern Landstrich; wird man endlich durch den Anblick weidenden Viehes auf eine gemeinschaftlich nach Jasmund und Wittow gehörige niedrige Weide, die offenbar durch Anschwemmung von der Seite des Binnenstrandes nach und nach entstanden ist, überrascht; man ahnet gleichsam schon wieder die Nähe bewohnter Gegenden, und bald erblickt man auch das erste Jasmundsche Dorf Glowe.

Von einem Berge, der nahe bei dem Gute Ruschvitz, dem ersten Hofe, den man von dieser Seite auf Jasmund antrifft, belegen, erhält man zuerst einen Begriff von Jasmundschen Aussichten. Man sieht nämlich rechts in einem Thal, nahe an einem Busen des

Binnenstrandes, das Schloß Spyker (erbauet von dem berühmten Schwedischen Feldmarschall Wrangel, dem nach dem 30jährigen Kriege sein König, Carl IX. [Carl Gustav], in dankbarer Anerkennung der großen Verdienste seines Feldherrn, die Herrschaft Spyker schenkte, die nachmals ein Besitzthum der Gräflich Braheschen Familie in Schweden ward, und jetzt ein Eigenthum des Fürsten zu Putbus ist) mit den dasselbe umgebenden Gebäuden; über dasselbe hinaus das Binnenwasser und einen großen Theil der Rügenschen Küste; vor sich ganz Jasmund bis zur Fähre, neben sich die auf einem hohen Berge liegende Kirche zu Bobbin. (Anhang Nr. 4.)

Die erste Sehenswürdigkeit, die hier die Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch nimmt, ist die Sammlung von Versteinerungen, Fossilien und vaterländischen Alterthümern des Herrn Pastor Frank zu Bobbin, die derselbe größtentheils durch eigene Bemühungen zusammengebracht hat; und der freundliche Besitzer derselben versagt auch nicht gerne, falls nicht Amtsgeschäfte oder sonstige Verhinderun-

gen denselben abhalten, dem Fremden die Ansicht seiner wirklich vortrefflichen Sammlung *).

Unter den vielen vaterländischen Alterthümern, die diese Sammlung auszeichnen, ist eines, außer dem Metallwerth (Gold) auch deswegen besonders merkwürdig, weil wohl kein Alterthumsforscher die eigentliche Bestimmung dieses Dinges zu enträthseln vermag, was doch sonst wenigstens etwanig, bei allen uns aus der Vorzeit zugekommenen Ueberbleibseln der Fall ist.

Die Geschichte der Auffindung derselben ist folgende:

Vor mehreren Jahren nämlich ward in einem zum Dorfe Presnitz, bei Gingst, gehörigen Torfmoor von den Torfgräbern mit dem Torfmoder ein kleines metallenes Schächtelchen ausgeworfen, dessen Deckel schon beim Auswerfen abgefallen und so verwittert gewe-

---

*) Eine ausführliche Beschreibung dieser Sammlung von dem Herrn Besitzer selbst, befindet sich im 2ten Heft des Greifswaldischen academischen Archivs.

sen, daß solcher sogleich an der Luft zerfallen war. In diesem Schächtelchen (das der Erzähler wenige Tage nach dessen Auffindung zu sehen Gelegenheit hatte, und das, soviel er sich dessen erinnert, etwa 8 bis 10 Zoll Länge, und 3 bis 4 Zoll Höhe haben mogte, übrigens aber schon so verwittert war, daß man durchaus nicht mehr mit Gewißheit zu bestimmen vermogte, wovon solches gemacht sei) hatten mehrere spiralförmig gewundene Stücken Drath, etwa von der Dicke eines gewöhnlichen Strickstickens, von etwa 6 bis 8 Gewinden, gelegen. — Die Finder halten dies Anfangs für Messing, werden aber hieran nach einigen Versuchen zweifelhaft und beschließen, damit zu einem Goldarbeiter nach Gingst zu gehen, um sich dort Aufschluß zu holen, und der erklärt es denn bald für Gold, und zwar für sehr feines, kauft auch einigen ihren Antheil sofort ab und bezahlt solchen ansehnlich.

Bald entstand ein Gerücht im Lande, daß zu Presnitz ein Schatz gefunden worden sei, und da dieses Dorf Domaine ist und also dem Fisco davon wenigstens die Hälfte zukommen

men würde; so hielt der damalige Amtshauptmann in Rügen es für das gerathenste, der Königlichen Domainenkammer selbst von dem Funde und dessen Unbedeutenheit Anzeige zu machen, und zu mehrerer Ueberzeugung die noch unverkauften Stücke zu übersenden; verwendete sich aber auch zugleich nachdrücklich dafür, daß den Findern diese Kleinigkeit zurückgegeben oder wenigstens deren Metallwerth bezahlt werden mögte.

Die damalige Königl. Kammer entschied, daß Fiscus seines etwanigen Antheils sich begebe, und daß die übersandten Stücke der Sammlung vaterländischer Alterthümer des Herrn Pastor Frank einverleibt werden sollten, ohne daß jedoch die Finder einigen Ersatz erhielten.

So zweckmäßig und einer aufgeklärten Behörde würdig diese Bestimmung nun auch in einem Punkte war, so war dies doch auch zugleich, da den Leuten das Gefundene ohne allen Ersatz abgenommen ward, das allerbeste Mittel, das Kundwerden der Auffindung solcher Alterthümer auf immer zu verhindern,

denn, da in dem erzählten Falle denjenigen, die ihren Antheil an diesem Fund des feinsten Goldes sogleich veräußert hatten, das dafür erhobene Geld verblieb, denjenigen aber, die ihren Antheil aufgehoben hatten, solcher — ohne allen Ersatz — abgenommen ward; so läßt sich wohl leicht ermessen, was dies Verfahren, das natürlich wohl bald allgemein bekannt geworden, auf die niedrigen Volksklassen — und diese sind ja nur fast immer die Finder — für Eindrücke gemacht haben muß. Wer wird nun nicht — von solchen Leuten in einem solchen Falle — eilen, das Gefundene je eher, je lieber zu Gelde zu machen, damit nur der Fund nicht zur Kenntniß der Behörden komme und dem Finder der Vortheil seines Fundes entzogen werde? Und wirklich ist auch seit der ganzen Zeit (etwa seit 16 bis 18 Jahren) nichts mehr gefunden, oder vielmehr nichts davon zur öffentlichen Kunde gekommen.

Es wäre daher allerdings zu wünschen, daß unsere jetzigen, in dieser Hinsicht liberalere Grundsätze befolgende höchsten Behörden für

diejenigen, die — ohne Zerstörung über der Oberfläche erhabener Denkmähler der Vorzeit — aufgefundenen Reste des Alterthums an eine zu dem Zwecke anzuordnende Behörde einlieferten, — den vollen Metall- oder Kunstwerth des Gefundenen als Belohnung bestimmten.

Rügens Boden steckt überall voll Alterthümer *), und nur durch eine solche Belohnung, die den Finder sichert, sich seines Fundes erfreuen zu können, darf man hoffen, daß solche Ueberbleibsel der Vorwelt, der Mit- und Nachwelt erhalten werden.

Die von Sr. Durchlaucht, dem Fürsten von Hardenberg, der Auffindung und Erhaltung von Ueberbleibseln des Alterthums im Teutoburger Walde geschenkte Aufmerksamkeit flößt wohl mit Recht die Hoffnung ein, daß auch Rügen, das nicht wegen eines einzelnen Facti und auf einer einzelnen Stelle die Wiß-

*) Es ist noch nicht sehr lange, daß in einem Bauergarten zu Sehlen mehrere Male beim Umgraben des Gartens alte Münzen ausgegraben wurden.

begierde des Alterthumsforschers aufregt, sondern das fast überall Reste des Alterthums birgt, sich gleicher Berücksichtigung der höchsten Staatsbehörde zu erfreuen haben werde.

Kaum eine halbe Stunde von Bobbin liegt der vor etwa 20 Jahren auch als Gesundbrunnen und Badeanstalt besuchte Hauptort Jasmunds, der Marktflecken Sagard. Die ehemaligen hiesigen Brunnenanstalten sind seit der Französischen Occupation und seit Entstehung des Putbusser Seebades gänzlich eingegangen.

Dieser Ort war vormals der Sitz einer der Gardevoigteyen Rügens, enthält aber übrigens jetzt nichts, was die Aufmerksamkeit Reisender an sich ziehen könnte; jedoch ist die ehemalige sogenannte Brunnenaue noch immer ein ganz angenehmer Spatziergang, in der im tiefen engen Bette, zwischen hohen Ufern, ein Bach rieselt, der hernach das Oertchen von Osten nach Westen durchschneidet und eine kleine Art wohlschmeckender Forellen führt.

Von diesem Orte aus nun, in welchem die Gastwirthe Schepler — zum Kronprin-

zen von Preußen — und Lokenvitz, im sogenannten Lindenhause, Gäste aufnehmen, setzt der Reisende seine Ausflüge nach dem Innern, gleichsam dem Allerheiligsten Jasmunds, fort, und gewöhnlich nimmt man sich hier einen Wegweiser nach Stubbenkammer.

Man macht die Reise nach Stubbenkammer entweder zu Lande, oder von Saßnitz ab zu Wasser.

Von jener zuerst. — Es ist, mögte ich sagen, Mode geworden, daß man vom Königsstuhl die Sonne aufgehen sehen will, und man reiset also Nachts aus Sagard, um bis zum Aufgang der Sonne auf Stubbenkammer zu seyn, — man durchwandert also Nachts die reizendsten Gegenden, und siehet, da gewöhnlich vor Aufgang der Sonne die aus der See aufsteigenden Dünste den Horizont trüben, nichts, denn in zwanzig Tagen vielleicht kaum Einmal steigt die Sonne ganz rein und ungetrübt aus dem Ocean empor.

Der Gesellschafter erlaubt sich daher aus eigener Erfahrung vorzuschlagen, die Reise nach Stubbenkammer so einzurichten, daß

man am frühen Morgen, etwa eine Stunde nach Aufgang der Sonne, auf dem etwa eine halbe Meile von Sagard, vor dem Dorfe Poißow belegenen Berge: Hoch-Selow, über welchen der Weg nach Stubbenkammer führt, sich befindet, um von dort bei etwanig klarer Luft eine der überraschendsten Aussichten auf die Ostsee zu haben.

Im Sommer 1808 reisete ich mit einer Gesellschaft am frühen Morgen über Hoch-Selow, und möglichst überrascht und erstaunt sahen wir, anscheinend in einer geringen Entfernung von Arcona, etwas westlicher, als die Spitze von Arcona ausläuft, ein großes blendend weißes Schloß mit Thürmen liegen. Ich war durch die anscheinende Nähe eines bisher in dieser Gegend, — so oft ich auch sonst schon hier und auf Arcona gewesen war, — noch nie beobachteten Gegenstandes, und durch die Schönheit und das Imponirende des Anblicks so hingerissen, daß ich auch schlechterdings mich nicht entsinnen konnte, was wir denn wohl möglicherweise eigentlich sahen. — Verloren in diesem mir stets unvergeßlichen

Anblick hielten wir still, um uns so ganz gemüthlich desselben zu erfreuen und unsere Vermuthungen auszutauschen, — endlich kam ein Mann dieser Gegend, den ich nach dem Gegenstand unsers Erstaunens fragte und der mir dann erklärte, daß dies Mönen, die etwa 5 bis 6 Meilen von Wittow und also wenigstens 8 bis 9 Meilen von Hoch-Selow, über die Tromper-Wieck — in gerader Linie entfernte Dänische Insel sei.

Wahrscheinlich trug die Beschaffenheit des Dunstkreises an diesem Tage zu der scheinbaren Annäherung sehr bei, denn ich erinnere mich genau, daß wir am Abende dieses Tages bei unserer Zurückreise von Stubbenkammer ein starkes Gewitter mit heftigem Regen hatten.

Im Jahre 1811 reisete ich wiederum in Gesellschaft bald nach Sonnenaufgang über Hoch-Selow. Wir sahen auch diesmal wiederum nicht nur die Insel Mönen, (obgleich nicht so deutlich wie im Jahre 1808) sondern auch über die Insel Mönen weg eine große englische Kauffahrtei-Flotte in vollen Segeln. Die

ganze See jenseits Mönen wimmelte gleichsam von Schiffen, deren weiße, von der Morgensonne angestrahlten Segel bis zu uns nach Jasmund leuchteten — doch habe ich die Flotte nur durch ein Fernglas, die Insel Mönen aber mit bloßen Augen sehr deutlich gesehen.

Man muß jedoch, um diesen Anblick in seiner ganzen Schönheit zu genießen, nothwendig so frühe am Tage auf Hoch-Selow seyn, daß die Sonne noch flach hin über den Ocean scheint und Mönens östliche Kreidefelsen erleuchtet.

Schon hier bei Poißow hat man Gelegenheit, zu bemerken, daß die höhern Gegenden Jasmunds überall Kreidelager halten. Nicht nur liegt an dem Wege, den man von jetzt an fährt, die Kreide da, wo der Boden von Rasen entblößt ist, frei zu Tage, sondern es finden sich auch hier beim Dorfe Poißow schon ziemlich hohe Kreidefelsen, woraus Kalk gebrannt wird.

Wir fahren nun noch etwa eine Stunde durch manche wild romantische Gegend, wo

bald dicht am Geleise des Wagens ein Waldbach, durch tiefe Ufer eingeengt, sich wild über Granitblöcke hinstürzt, bald manche entzückende Aussicht sich zwischen und über Bäumen und Hügel, über die Tromper-Wieck nach Wittow eröffnet.

Um uns den Genuß des imposanten Anblicks, dem wir jetzt entgegen fahren, durch Ueberraschung zu erhöhen, steigen wir an einer Stelle ab, wo der Wald noch hinlänglich dicht ist, um uns jede Ahnung dessen, was wir bald schauen werden, zu entziehen.

Auf einmal gähnt aus tiefer Uferschlucht uns ein ungeheurer Abgrund an, und vor uns dehnt sich in unermeßlicher Weite die Ostsee aus. Zwei Kreidepfeiler, Reste größerer Massen, die durch Regen und den thauenden Schnee fast alljährlich ihre Gestalt ändern und einschrumpfen, hemmen noch jetzt unsern Blick, ganz in die Tiefe hinab dringen zu können.

Wir wandern jetzt eine kleine Anhöhe hinauf zur höchsten Spitze des Ufers, dem Königsstuhl (jetzt Friedrich Wilhelmsstuhl genannt), und nun übersehen wir in der

ganzen Fülle der Schönheit — soviel man solches von oben vermag — diesen — in seiner Art in Deutschland einzigen Standpunkt.

„Voll Wunders schweift in ungehemmten Lauf
der ausgedehnte Blick auf jenen Wasserhöhen;
die Unermeßlichkeit scheint vor uns aufgethan:
doch mitten in der Lust kommt uns ein Schaudern an,
im Unermeßlichen uns selbst so klein zu sehen."

Wieland.

Man steigt jetzt den Uferpfad, der durch eingegrabene Stufen, deren etwa 600 seyn mögen, etwas bequemer gemacht worden, hinab, begleitet von dem sanften Gemurmel einer kleinen Quelle, die über Steine fortrieselnd, unten eine kleine Cascade bildend, ihr kühles schönes krystallhelles Wasser dem Weltmeere zuschickt. Hier nun von unten sind wir allererst im Stande, die Erhabenheit dieses Naturbaues zu bewundern.

Nach barometrischen Messungen ist der Königsstuhl 244 Ellen über die Meeresfläche erhaben, und jetzt ermißt man an den von oben ganz verkannten Verhältnissen der vom

Königsstuhl gesehenen Gegenstände, welchen erhabenen Standpunkt man verlassen. Sieht man von unten einen völlig erwachsenen Mann oben auf dem Königsstuhl stehen, und er schwenkt etwa ein Tuch, so scheint er uns unten, ein Kind zu seyn, das ein Blättchen Papier in der Hand hat. Steine, die wir von oben für kleine, von einem oder einigen kraftvollen Männern leicht zu bewegende Massen ansahen, finden wir jetzt als große mächtige Granitblöcke, auf deren Oberfläche mehrere Menschen neben einander Platz haben.

Unter diesen zeichnet sich besonders ein, einige Ruthen vom Ufer liegender, oben abgeflachter Granitblock, der Tafelstein, aus, auf dessen Oberfläche wohl an zwanzig Männer neben einander Platz haben sollen. Man nennt ihn in dieser Gegend auch den Waschstein, und gar andächtig und mit gläubiger Miene erzählte der verstorbene silberhaarige Schulze von Saßnitz (deß Auge indeß deutlich seiner gläubigen Miene widersprach) von ihm folgende Sage:

Alle sieben Jahre, etwa um Johannis, bei

Tagesanbruch, erscheint eine junge zarte verwünschte Jungfrau auf diesem Stein und wäscht; wer so glücklich ist, sie anzutreffen, und: guten Tag, Gott helf'! zu ihr sagt, der hat die Jungfrau erlöst, und zur Dankbarkeit führt sie ihren Befreier zu den in einer Höhle der Uferschlucht verborgenen Schätzen.

Hier unten übersieht man denn auch die vorhin erwähnte Uferschlucht mit den beiden Kreidepfeilern, deren Gestalt sich fast jährlich verändert und deren Masse sich seit etwa zwanzig Jahren bedeutend verringert hat.

Diese Uferschlucht soll denn auch die Stelle seyn, wo weiland die berühmten Vitalien-Brüder Störtebeck und Gödike Michael ihre Schätze in einer hinter den Pfeilern befindlich gewesenen Höhle verborgen hatten. Hier hatten sie ihre Niederlage, hier ihren Wohnsitz. Die Pfeiler sollen das Thor gebildet, und nur noch vor einigen Menschenaltern ein großer eiserner Haken in einem der Pfeiler gesessen haben.

Wer zuerst die Fabel ersonnen, daß hier der Aufenthalt von Seeräubern gewesen sei,

muß denn doch auch wohl von aller Kenntniß des Locale oder des Seewesens gänzlich verlassen gewesen seyn. Am offenen Strande der Ostsee, vor keinem Sturm gedeckt, auf steinigtem Grunde würde ja der erste beste Seesturm — und gerade die Stürme aus Nordosten oder Osten sind hier die herrschenden — alle Schiffe zerstoßen haben.

Wie hätten denn Schiffe hier Winterlager halten mögen. — Es ergiebt sich ersten Blicks, daß dies unmöglich sei, denn wenn man auch annehmen kann, daß sich seither das Ufer durch Anschwemmungen sehr verändert hat; so ist doch die Lage an der offenen freien Ostsee immer dieselbe, die Rhede also immer frei und ungedeckt, und der Grund steinigt gewesen.

Glaublicher würde es freilich seyn, wenn man etwa nach der Bucht bei Saßnitz oder Crampas diesen Seeräubersitz verlegte, denn da sind kleine Häfen und Innwirken, wo allenfalls Seeschiffe gegen Stürme durch das vorspringende Ufer einigermaßen gedeckt seyn könnten, und sie dennoch die See zur Wahrnehmung heransegelnder Schiffe beobachten konnten.

Die sagenreichen Einwohner von Saßnitz führen zur Unterstützung dieser Fabel an, daß damals das Wasser in der Ostsee noch so hoch gestanden habe, daß solche mit dem kleinen, hinter Klein-Stubbenkammer (de lütte Stowe) befindlichen Bach (den wir hernach noch näher kennen lernen werden) parallel gewesen, und die Seeräuber-Schiffe in diesen kleinen Fluß eingelaufen und mittelst desselben nach dem sogenannten schwarzen See gesegelt, wo sie Winterlager gehabt hätten.

Ist es nun freilich historisch erwiesen, daß die Ostsee ehedem einen viel höhern Wasserstand gehabt habe, als jetzt, so hat doch im Anfang des 15ten Jahrhunderts, als diese Seeräuber hier ihr Wesen trieben, die Ostsee wohl nicht mehrere hundert Fuß höher, als jetzt gestanden, und dann hätte ja auch noch die Uferschlucht fast unter Wasser gestanden, wo doch diese Seeräuber ihr Ablager gehabt haben sollen. — Ich bitte um Verzeihung, mich bei dieser Sage so lange verweilt zu haben; es geschah nur, um zu überzeugen, daß

an offner See kein Seeräubersitz gewesen seyn kann.

Die Existenz dieser Menschen, Störtebeck und Gödike (Gottfried) Michael, und daß solche Seeräuber gewesen, ist übrigens historisch außer Zweifel. Störtebeck soll eines Bauern Sohn aus einem der zum Gute Ruschvitz (Herrschafts Spyker) gehörigen Dörfer gewesen seyn, auf diesem Hofe als Knecht gedient haben und entlaufen seyn; Gödike Michael aber aus dem Dorfe Michaelsdorf nahe bei Barth gebürtig gewesen seyn und eigentlich Gottfried Borgwardt geheißen, und seinen väterlichen Namen mit dem seines Geburtsortes — wie es in damaligen Zeiten häufig geschah — vertauscht haben. Noch lebt in Michaelsdorf die Familie Borgwardt, aus der dieser Gödike abstammte, noch bewahrt dieselbe Münzen auf, die ihre Vorfahren von diesem Seeräuber erhalten haben sollen. (Diese Notiz verdanke ich dem Herrn Oberförster Niemann zu Born auf dem Darß.)

Noch leben diese Helden der Volksklasse in

manchen Liedern; von einem solchen führe ich nur den Anfang:

„Störtebeck un Göd-Micheel,
de rooften beyd' to lyken Deel ꝛc.“

aus dem Grunde an, weil daraus hervorgeht, daß es ein Grundsatz dieser Vitalien-Brüderschaft war, ihre Beute zu gleichen Theilen unter sich zu vertheilen, weswegen diese Verbrüderung denn auch den Namen: Lykendeeler bekam, nicht aber Linkendeeler, wie manche Annalisten solche, vermuthlich aus Unkunde der Sprache, nennen und nun zur Erklärung dieses Namens zu gar absurden Deutungen ihre Zuflucht nehmen. —

Wir finden uns nach dieser Abschweifung noch unten am Strande, den Kreidepfeilern gegenüber, wieder.

Manche haben es versucht, zwischen denselben die Uferschlucht hinan bis zur Höhe hinauf zu klettern. Auch ist es jetzt bei weitem so gefährlich nicht mehr, als vormals und ehe noch das Stück des Ufers, das noch jetzt in der Schlucht mit der zugleich herabgestürzten,

ten, noch grünen Buche liegt, herabgesunken war; allein es bleibt bei dem allen dies denn auch noch jetzt ein Unternehmen, das Jeder, der sich nicht bei recht guter Lunge fühlt, besser unterläßt, als vornimmt, weil bis zur höchsten Erschöpfung derjenige sich anstrengen muß, der diesen Pfad wandeln will. Es sieht von unten so leicht aus, so einladend, auch geht es bis zu den Pfeilern noch so ganz leidlich, aber jenseits der Pfeiler fängt das Beschwerliche erst an, und ans Umkehren ist nicht zu denken. Ich habe Leute, die sich Kraft und gute Lunge wohl zutraueten, bis zur Ohnmacht erschöpft oben auf den Rasen hinsinken sehen, die sich in mehreren Stunden nicht wieder erholen konnten.

Links vom Königsstuhl sieht man einen noch romantischer geformten Kreidefelsen — Klein Stubbenkammer, (de kleene Stowe in der Volkssprache) der sich von unten gesehen viel schöner ausnimmt, als von oben herab.

Es braucht eben nicht die Phantasie in Callot-Hofmanns Manier anzustrengen, um

die Ruinen einer alten Burg mit verfallnen Thürmen und Mauern in diesem Kreidefelsen zu sehen, und da der Vorgrund bis zum Ufer mit Wald bedeckt ist und sich diese Felsen im Hintergrunde über den Wald erheben, so begünstigt diese Lage das Phantasiebild und verschönert durch den Abstand der weißen Kreidemasse zum dunkelgrünen Walde die Schönheit des Anblicks.

Wer Liebhaber von Versteinerungen und Mineralien ist, wird hier am Strande noch manche willkommene Ausbeute finden; nach Bernstein sucht man indessen an diesem Strande vergebens. Dagegen findet man hier, häufiger aber noch näher nach Saßnitz am Strande unter dem Steingeschiebe nicht selten versteinerte Zähne, die ganz das Ansehen von großen Pferdezähnen haben und von Kennern für versteinerte Wallroßzähne (?) gehalten werden.

Nachdem wir nun die große und kleine Stowe und alles, was sonst beachtungswürdig hier unten am Strande vorgekommen, beaugenscheiniget, bleibt uns nun weiter nichts übrig, als allenfalls — wie jene Dame, die

wir schon früher zu Arcona kennen gelernt haben — „die Empfindung zu erfahren, welche „einem die Anwendung ungeheurer Mittel zu „einem winzigen Zwecke geben kann, und — „uns die Hände in der Ostsee zu waschen" — und nun das Ufer wieder auf dem Wege, den man kam, heraufzusteigen.

Manche lassen sich von dem Fischerdorfe Saßnitz Böte hieher kommen, um die Fahrt nach Saßnitz zu Wasser zu machen, und so die allmähligen Abstufungen des Ufers zu beobachten; allein dies gemahnt, als wolle man aus einer der ersten Restaurationen einer Hauptstadt durch alle Abstufungen zu einer Dorfkneipe wandern. — Wer als ächter Gourmand diese Naturschönheiten im vollsten Maaße genießen will und die Seeluft vertragen kann, der mache die Reise von Saßnitz ab zu Wasser. Man kann wahrlich nicht sagen, Stubbenkammer in seiner ganzen Schönheit gesehen zu haben, wenn man nicht die Reise dahin zu Wasser gemacht hat. Allmählig entwickeln sich hier die Schönheiten, deren höchste Stufe man mit dem Anblick des Königsstuhls erreicht hat.

Nach und nach hebt sich das waldigte Ufer, mit jedem Ruderschlage entfalten sich neue Schönheiten — hier eine steile Kreidewand, deren Gipfel hundertjährige Buchen trägt, dort stürzt sich vom hohen Felsen schäumend die Golcha (der Kolliker-Bach) herab, fernerhin erheben sich zwischen den Bäumen einzelne Kreidefelsen in verschiedenen Gestalten, und so wird man von einer schönen Partie zur andern in steigender Progression fortgeführt, bis wir uns endlich, der Krone von allen, der kleinen Stowe und dem erhabenen Königsstuhl gegenüber sehen.

Es ist jedem Reisenden dringend zu empfehlen, sich diese Reise zu Wasser nicht zu versagen, vorausgesetzt, daß man vor etwanigen Anfällen der Seekrankheit sich sicher weiß; und selbst auch in diesem Falle kann man sich ja sogleich ans Ufer bringen lassen; mit dem ersten Schritt auf dem Lande ist auch jede Anwandlung dieses Uebels verschwunden, und man kann dann immer, wenn man sich erholt hat, die Reise fortsetzen.

Zurückgekehrt von unserer Wanderung am

Strande nimmt uns die Restauration des Gastwirths Lokenvitz aus Sagard auf, die während des Sommers in dem Hause, das zur Bequemlichkeit der Reisenden auf Anordnung des hohen Ministerii zu Stubbenkammer eingerichtet ist, und bietet uns, was ein nicht zu sehr verwöhnter Gaumen zur Labung bedarf, auch kann, wer eine Nacht auf Stubbenkammer zubringen will, um etwa den Aufgang der Sonne von diesem Standpunkte zu sehen — hier oder in dem nicht entfernten Hause des Waldwärters ein Nachtlager erhalten.

Ausgeruhet setzen wir nun unsre Wanderung nach der kleinen Stowe fort, um diese Partie, die uns unten vom Strande so reizend erschien, nun auch von oben zu sehen. Wir gehen deshalb rechts waldein, den Königsstuhl und den Fußpfad zum Strande vorbei, immer am Ufer hin, bis man bei einem kleinen Vorsprung des Ufers die malerischen Felsen von klein Stubbenkammer erblickt. Unzählige Uferschwalben umschwirren diesen Felsen, in dessen weicher, von ihnen ausgehöhlter Masse sie

ihre Nester bauen. — Der Aar, aufgeschreckt aus seinem Felsensitz, durchkreiset in kurzen Schwingungen die Luft, um bald zu seinem Horste zurückzukehren.

Von hier wandern wir noch längs dem Ufer eine kleine Strecke fort bis zu einem Waldbach, der, durch hohe Ufer eingeengt, sich rauschend über Felsen zur See hinabdrängt, und uns, sitzend unter dem Dache alter Buchen, eine wilde, aber schöne Aussicht auf starrende Kreidezacken und den Ocean eröffnet — und kehren nun nach jener Waldhütte zurück.

Wir eilen jetzt einer zweiten Merkwürdigkeit Jasmunds zu, die ihre Berühmtheit nur einer Sage der Vorzeit verdankt, nämlich zur alten Herthaburg. Ein angenehmer Waldweg, zu beiden Seiten mit hohen Buchen bestanden, führt uns etwa tausend Schritte von Stubbenkammer zu diesen Resten der Vorwelt und zu dem daneben liegenden schwarzen oder Burgsee.

Ein hoher, ziemlich steiler Erdwall, der Burgwall genannt, umschließt einen ovalen Platz, der jedoch zu einem Eingang zum In-

nern Raum genug läßt, um allenfalls mit einem Wagen hineinfahren zu können. Ein zweiter Einschnitt führt zu dem unmittelbar daran stoßenden See.

Daß dieser Erdwall ein Werk der Kunst von Menschenhänden aufgeführt sei, das wird denn wohl nun Keiner, der ihn sieht, bezweifeln, auch der aus alter Zeit erhaltene Name: Burgwall — weiset darauf hin. Ein Wikkinger- oder Seeräubersitz kann bei der Entfernung von der See dies wohl nicht gewesen seyn, an eine alte Ritterburg läßt sich in dieser Einsamkeit doch auch nicht füglich denken, und so mögte denn die alte Sage, daß hier die slavische Göttin Hertha verehrt sei, vielleicht wohl einige Wahrscheinlichkeit haben, da die Umgebungen der Beschreibung, die Tacitus von dem heiligen Hain der Hertha giebt, doch einigermaßen entsprechen.

Auf einem mit zwei weißen Kühen bespannten, von Priestern geleiteten Wagen ward die Göttin alljährlich im Sommer der Verehrung der zahlreich versammelten Völker zugeführt. Jetzt ruhte jede Fehde; alles überließ

sich der Freude. Niemand indessen, außer den Priestern, konnte sich des Anblicks der Göttin erfreuen. Hatte die Göttin sich an der Verehrung der Menschen gesättiget, was nur den Priestern kund ward, so führte man den Wagen zur Burg zurück; die Göttin ward in dem See gebadet und die dabei dienenden Mädchen (vielleicht ward auch die Göttin durch ein Mädchen repräsentirt) in der See ersäuft.

Wirklich findet sich noch aus dem Innern, wie schon vorhin erwähnt, durch einen Einschnitt in dem umgebenden Burgwall ein unmittelbarer Zugang zum See, breit genug, um allenfalls auch mit einem nicht zu breiten Wagen nach dem See hinein fahren zu können.

Dieser Platz, besonders das Innere des Burgringes, hat wirklich etwas Ehrfurcht und heiligen Schauer Erregendes, und so lasse man sich — sei es immerhin Wahn — (wir müssen ja so Manches glauben, was noch viel weniger Wahrscheinlichkeit für sich hat, als diese Sage) den Glauben nicht nehmen, daß dies der Ort war, wo in uralten Zeiten zahlreiche Völkerstämme eine religiöse Feierlichkeit

begiengen. Dieser Glaube giebt dem Orte eine Bedeutsamkeit, eine gewisse Erhabenheit, von der man diesen schönen Platz nur ungerne entkleidet sehen würde.

Auch ein Echo ist hier, das aber, nicht so höflich, wie jenes in Gascogne, welches, wenn man nieset: „Gotthelf!" — und wenn man es frägt: wie befindest du dich? „zu ihrem Befehl" zurückruft — nur ganz einfach den Zuruf zurückhallt.

Man widme übrigens dem Besuche der Herthaburg die spätern Nachmittagsstunden, (vorausgesetzt, daß man nicht vor der Mitte Juni, und nicht später, als bis in die erste Hälfte des Augusts die Reise macht) um sich den hohen Genuß zu verschaffen, die Sonne vom westlichen Rande des Burgwalls untergehen zu sehen. Man sieht zwischen den zunächst stehenden Bäumen hindurch über die niedriger stehenden hinweg die See und Arcona, und jenseits Arcona dann die Sonne, deren scheidende Strahlen, den Ocean blendend erleuchtend, prachtvoll sich ins Meer tauchen. Ein Schauspiel, für das ich willig und gerne den geprie-

senen Sonnenaufgang von Stubbenkammer hingebe.

Ein Fußsteig, der links von der Herthaburg sich um den schwarzen See hinumzieht, bringt uns zu einer sehr schönen Rasenbank, von der man im besten Standpunkte den schwarzen See und Hertha's Burg übersieht.

Nahe bei dem Burgwall befindet sich ein jetzt schon versunkenes Gestein, wovon Erzähler noch mehrere, aufrecht stehend, gekannt hat. Man nennt solchen den Pfenningskasten und er soll, der Sage nach, dazu gedient haben, die Opfer, die man der Göttin Hertha oder deren Priestern brachte, aufzunehmen. Wahrscheinlicher ein versunkenes Grabmahl.

Ein sehr wohlerhaltenes Denkmahl dieser Art trifft man noch am Fußsteige, der von Herthaburg nach dem Dorfe Hagen führt, rechts am Wege unter einem großen Baume, an, vielleicht das schönste von allen.

Unweit dieses eben erwähnten Denkmahls befindet sich ein platter Stein, dem die Spur eines weiblichen Fußes, und hinter demselben die eines Kinderfußes eingedrückt ist — in ge-

ringer Entfernung von demselben liegt ein alter Opferstein. Von der Entstehung dieser Fußspuren herrscht folgende Sage:

Als hier noch die Urbewohner Jasmunds ihren heidnischen Göttern Menschenopfer brachten, sollte auch einst eine Jungfrau — denn nur Jungfrauen, in des Wortes reinstem Sinne — waren würdig, ihr keusches Blut zum Heile des Volkes zu opfern, — auf dem erwähnten Opfersteine verbluten. Schon wird sie zum Opfersteine geführt, als Jemand aus dem Volke dem Priester entdeckt: dies Mädchen sei nicht Jungfrau; schnell wird dem Zuge „Halt" geboten und vom Priester ein Gottesurtheil angeordnet. Der Stein wird gestreckt, das Mädchen soll über denselben hingehen. Schlüpft sie leise, ohne Zurücklassung einer Spur über denselben hinweg, so ist sie Jungfrau, den Göttern ein wohlgefälliges Opfer; drückt sich hingegen ihres Fußes Spur dem Steine ein, so ist sie nicht mehr Jungfrau und vom Opfertode frei. Sie beschreitet den Stein, und siehe! nicht nur ihres Fußes Spur drückt sich demselben ein, sondern auch hinter demselben

die Spur eines Kinderfußes. — Entschieden war es also: sie war nicht Jungfrau; sie war nicht würdig, ihr Blut den Göttern zur Sühne darzubringen. Man sieht, daß Bürgers Ausspruch in dem Liede auf die Weiber von Weinsberg: „Pfaffentrug und Weiberlist geht über alles, wie ihr wißt“ schon damals, wenn dieser Sage Wahrheit zum Grunde liegt, seine volle Anwendung fand.

Ueberall in der Stubnitz giebt es der wohl erhaltenen Grabmähler in Menge, nirgends sind sie schöner; es sind solche aber alle Steinkisten, — im ganzen Bezirk der Stubnitz nicht ein Grabhügel. Ein Beweis also, daß nur Slaven diese Gegend bewohnten; was aber dies noch mehr außer Zweifel zu setzen scheint, ist, daß manche Gegenden in der Stubnitz heutigen Tages noch Namen führen, die offenbar der slavischen Sprache angehören und die man noch jetzt in den slavischen Mundarten antrifft: so erinnere ich mich jetzt nur des Namens einer Gegend in der Stubnitz, die Ruskolnik heißt, ein Wort, das noch jetzt in der Russischen Sprache Bedeutung

hat. Noch ist im Munde des Volks mancher Ausdruck, der jener Sprache angehört. Robode z. B. bezeichnet in Liefland einen leibeigenen dienenden Bauer. Der Jasmunder nennt noch heutigen Tages eine mager bereitete Speise: „Roboden-Kost, roboden Grütt" (Grütze ohne Milch und Butter).

Diejenigen, die von dem Fischerdorfe Saßnitz ab Stubbenkammer bereisen wollen, werden auch in dieser nur selten von Reisenden besuchten Gegend noch manches Interessante vorfinden, das wohl verdient, sich auch hier ein wenig umzusehen.

Nahe nämlich bei dem, etwa eine Viertelstunde von Saßnitz entfernten, Oberförstergehöfte Werder sieht man einen Erdwall, der eine nicht unbedeutende Fläche einschließt. Freilich bei weitem nicht so hoch, wie jener um die Hertha-Burg; allein unverkennbar nicht Werk der Natur, sondern von Menschen zu irgend einem Zwecke aufgeführt. Da nun der Boden sich hier nach der See zu merklich herabsenkt und weiterhin sogar sumpfig wird; so wäre es doch wohl nicht unmöglich, daß

die See ehemals hier einen Busen gebildet und dies denn der gesuchte Wickinger-Sitz des Störtebeck gewesen seyn könnte.

Wir gehen noch etwas weiter bis dicht hinter den Garten des Oberförsters, wo wir zwei Granitblöcke antreffen, die außer ihrer Größe noch sonst beachtungswerth sind. Der größte derselben ist oben abgeplattet und viereckig, der andere rund, beide mehrere Ellen über der Erdfläche erhaben, wie tief aber unter derselben, ist noch ununtersucht. Entblößt man den ersten dieser Steine von dem ihn überall bedeckenden Moose, so scheinen sich Spuren einer Rinne zu ergeben, so daß man ihn wohl für einen Opferstein halten mögte. Besonders aber zeichnen sich beide Steine durch kleine, an mehreren Stellen der Oberfläche befindliche, etwa Zoll tiefe, inwendig glatte Aushöhlungen aus. Man will behaupten, daß solche durch den Tropffall des von den umherstehenden Bäumen herabträufelnden Regens gebildet seien. Ich kann diese Behauptung nicht bestreiten, weiß auch keinen wahrscheinlichern Entstehungsgrund anzugeben. Aber wie viele Jahrhunderte müssen

wohl verfließen, um in den festesten Granit durch einzelne aus mäßiger Höhe herabfallende Wassertropfen solche Vertiefungen zu bewirken?

Kehren wir jetzt nach Saßnitz zurück, um auch die nächsten Umgebungen dieses Dörfchens kennen zu lernen. Ein Bach, der Forellen enthält und eine Mühle treibt, durchfließt dies Dorf. Wir wandern hinter der Mühle dem Bache entlang bis zu einer Kalkbrennerei, wo nicht nur die malerisch gruppirten Kreidefelsen, deren Scheitel hohe Buchen bedecken, den Liebhaber schöner Waldgegenden angenehm ansprechen; sondern auch dem Mineralogen über die Formation dieses Kreidegebirges manche interessante Beobachtungen anzustellen, und auch vielleicht nicht unwillkommene Beiträge zur Bereicherung seiner Sammlung einzuerndten Gelegenheit darbieten.

Vor einigen Jahren machte einer der Saßnitzer Fischer einen sehr ungewöhnlichen Fang, dessen Erwähnung der seltenen Umstände wegen vielleicht dem Leser einiges Vergnügen machen mögte.

Im Frühjahre nämlich betreiben die Saß-

nitzer Fischer einen oft nicht unergiebigen Lachsfang, zu welchem Zwecke sie die Angeln etwa in der Entfernung von mehr als einer Meile vom Lande aussetzen. Eines Tages findet einer der Fischer, der seine Angeln nachzusehen ausgesegelt war, zwar solche von Fischen leer, statt deren aber an einer derselben einen kleinen Beutel mit Geld. Er erklärte sich dies wohl sehr richtig also, daß der Kapitain eines vorübersegelnden Schiffes einen oder mehrere Fische an den Angeln bemerkt, solche abnehmen lassen und ehrlich genug gewesen war, den etwanigen Geldwerth derselben wiederum an die Angel knüpfen zu lassen.

Auch von Florens lieblichen Kindern wählte so manches die herrliche Stubnitz zum Wohnort; vor allen preise ich dich: Mariens niedlicher Schuh (Cypripedium calceolus — Marienschuh) *). Gelb und glänzend, wie vom

*) Classis: Gynandria-radicibus fibrosis, foliis ovato Canceolatis caulinis. Habitat in Jasmundiae littoribus umbrosis der Stubnitz. Floret Junio.

vom zartesten Stoffe gewoben, die violetten Bänder zu beiden Seiten herabhängend, wiegt sich auf schlankem Halme der niedlichste aller Schuhe. Vom kühlenden Moose bedeckt, im Schutze hoher Buchen am Kreideufer der Stubnitz entfaltet sich im Junius dieses zarte Blümchen, das sonst in Deutschland vielleicht nicht, und auch in der Stubnitz nicht überall gefunden wird. Der Botaniker wird hier außerdem noch manches Seltene, oft an andern Orten vergeblich Gesuchte antreffen, z. B. manche Arten der Orchis. Auch die weiße Wasserrose (Nymphaea alba) nimmt sich lieblich aus auf dem schwarzen Gewässer des Burgsees.

Von dem Umfange dieses Buchenwaldes, dessen Flächeninhalt nach einer vor etwa 20 Jahren vorgenommenen Vermessung nahe an 100 Landhufen (oder beinahe 3000 Morgen, jeden zu 300 Quadratruthen Pommerschen Maaßes) beträgt, und von dem Holzbestande desselben wird man sich daraus einigermaßen einen Begriff machen können, daß schon seit einigen hundert Jahren die Einwohner von

Jasmund und Wittow, in Folge einer Bewidmung der vormaligen Herzöge von Pommern und Rügen, das Recht haben, ihren Bedarf an Brenn- und Nutzholz aus der Stubnitz gegen Erlegung einer wenigstens jetzt sehr geringen Abgabe an Hafer, der unter dem Namen: „Waldhafer" erhoben wird, zu entnehmen. Auch die Gestellmacher (Rademacher, Wagner) auf Wittow und Jasmund erhalten gegen eine geringe Bezahlung jährlich eine gewisse Anzahl Bäume aus der Stubnitz. Für diese Alle gab ehedem die Stubnitz 5000 vierspännige Fuder des schönsten Stammholzes alljährlich aus, und außerdem erhielten noch das Berger Kloster und der Königliche Amtshauptmann daselbst eine ansehnliche Quantität Klobenholz.

Daß bei allem diesen ungeheuren Verbrauche, wobei hin und wieder auch wohl etwas Mißbrauch statt haben mogte, die Stubnitz doch noch als Waldung in Bestand bleiben konnte, zumal da dieselbe auch noch während der französischen Occupation gar hart mitgenommen ward, ist der sicherste Maaßstab

des großen Umfanges und des vortrefflichen Holzbestandes dieses herrlichen Buchenwaldes.

Zwar schon die vormalige Schwedische Regierung beabsichtigte Einschränkungen, hinsichtlich des Verbrauchs eine forstgemäßere Bewirthschaftung der Stubnitz und Abstellung der unverkennbaren Mißbräuche, wozu auch in den Jahren 1801 und 1803 sehr zweckmäßige Maaßregeln eingeleitet wurden; allein — wie jener Schulmann conjugirte: visito, visitas — und dat bleef, as et was. — Der jetzigen Königlichen Preußischen Regierung und der seither forstmäßigeren Bewirthschaftung der Kronwälder war es vorbehalten, auch dieser ungeheuren Holzausgabe, die nothwendig binnen wenigen Jahren den gänzlichen Ruin der Stubnitz unausweichlich hätte herbeiführen müssen, ein Ziel zu setzen. Die Zahl der jährlich aus der Stubnitz auszugebenden Fuder ist einstweilen und bis die Waldung sich wieder erholt hat, noch bedeutend unter die Hälfte der ehemaligen Ausgabe herabgesetzt. Dagegen aber sind die zahlreichen, in der Stubnitz befindlichen Torfmoore, die zum Theil den

vortrefflichsten Torf, der zu Kohlen geschwält den Schmieden die sonst gebrauchten Englischen Steinkohlen entbehrlich machen könnte, enthalten, den Einwohnern von Jasmund und Wittow eröffnet worden.

Wie außerordentlich langsam aber das Wachsthum der Buchen auf dem felsigten Boden der Stubnitz fortschreitet, ersieht man daraus, daß — wie man aus den Jahrringen an abgehauenen Stämmen beobachtet hat — ein Baum von 15 bis 20 Jahren noch nicht viel stärker, als ein Mannsarm, nach 50 bis 60 Jahren erst saamentragender Baum ist, und nach 100 bis 120 Jahren erst sein Wachsthum vollendet hat. Dafür aber ist auch dies Holz so fest und hart, wie der Boden, auf dem es gewachsen.

Zu den interessantesten, der Aufmerksamkeit des Reisenden würdigen Gegenständen auf dem an umfassenden Aussichten, an Alterthümern und Naturmerkwürdigkeiten so überschwenglich reichen Jasmund gehört unstreitig auch die Gegend, wohin ich jetzt die Reisenden führe und wohin uns am nächsten der neben dem

schwarzen See zum Dorfe Hagen führende Fußsteig bringt, den wir ohnehin, um das schon vorhin erwähnte schöne Denkmahl an diesem Fußsteige zu sehen, wandern müssen. Ueberhaupt muß man in der Stubnitz nur gehen, nicht fahren, um in einer Gegend, die des Bemerkenswerthen so unendlich viel hat, nichts zu übersehen.

Nahe bei dem, unfern der Stubnitz belegenen Gute Quoltitz befindet sich ein unangebauetes, mit Dorngestrippe und Wachholder bewachsenes, ringsum von sanft sich erhebenden Hügeln umgebenes Thal, das nun so ganz eigentlich ein Heiligthum, ein Friedehof der Urbewohner Jasmunds gewesen zu seyn scheint. Ueberall trifft man hier Gräber der Vorzeit, nach Sitte der Slaven, mit 4 Steinen ausgesetzt und mit einem oder zweien Decksteinen versehen. Hier prangt denn auch wohl das kolossalste Heldendenkmahl, das vielleicht aus der Vorzeit auf uns gekommen. — Ein ungeheurer Granitblock, etwa 20 Ellen im Umfange, länglicht, an den Enden abgerundet, oben schräge sich abneigend, bildet den

Deckel eines Grabmahls, und raget an der höchsten Seite 7 Fuß, an der niedrigen etwa 4 Fuß über der Oberfläche hervor. Gewiß keinem Ruhmlosen thürmten die dankbaren Zeitgenossen dies Riesenmahl; aber welchen Helden der Vorwelt deckt dieser Stein? Davon giebt uns nichts Kunde.

Man erstaunt über die Möglichkeit, eine solche Masse zu bewegen. Es drängt sich der Glaube auf, daß das Volk, das solche zu bewegen vermogte, mechanischer Hülfsmittel nicht so unkundig gewesen seyn müsse, als man gewöhnlich zu behaupten wagt; denn durch bloße Körperkraft dies beschafft zu haben — denke man sich solche so riesenhaft, wie man immer wolle — ist schlechthin unmöglich.

Man hat mehrere dieser Gräber geöffnet; man fand in allen eine oder mehrere Urnen, Streitäxte, Opfermesser und andere Sachen von weniger Bedeutung. In einem derselben fand man sieben im Kreise herumsitzende Skelette.

Ein großer Opferstein, so schön, so charakteristisch bezeichnet, wie man vielleicht kei-

nen zweiten irgendwo antrifft, erregt nicht minder unsere Bewunderung und erhöhet das Gefühl von Ehrfurcht und den heiligen Schauer, der bei dem Anblick aller dieser erhabenen Reste einer längst versunkenen Vorzeit in diesem einsamen Thale den Beschauer unwillkührlich ergreift.

Ein länglichter Granitblock, etwa 4 Fuß über der Oberfläche hervorragend und 22 Fuß im Umfange, streckt sich hier von Norden nach Süden. Die Oberfläche ist gerade und sichtbar durch Kunst geglättet. Auf zwei Seiten befindet sich eine runde, mehrere Zoll tiefe Aushöhlung von dem Umfange, daß eine große Schüssel darin stehen konnte; und eine Rinne, etwa 3 Zoll tief und eben so lang, läuft von einer etwas erhabenen Stelle, zwischen diesen eben erwähnten Vertiefungen, bis zum Ende des Steines.

Wohl kaum läßt sich die ehemalige Bestimmung dieses Steines in diesen Merkmahlen verkennen, wahrscheinlich leitete jene Rinne das Blut des geopferten Menschen oder Thieres, das man vielleicht auf der gegenüberstehenden

Seite schlachtete, zur Erde. In geringer Entfernung von diesem Steine fließt ein Bach. Eine Anzeige mehr, daß hier ehemals wohl ein Opferplatz war.

Wir verlassen diesen durch jene ehrwürdigen Reste der Vorwelt geheiligten Ort, um uns in sanftern Genüssen von den düstern Eindrücken der Vergangenheit zu erholen.

Wir besteigen einen der höchsten, südwärts gelegenen, jenes Thal umschließenden Berge, und — das schönste Panorama liegt vor uns ausgebreitet, um so überraschender, je geringer unsere Erwartung in dieser Hinsicht nach den Umgebungen, die wir eben verließen, seyn mußte.

Begünstigt von einer klaren, nicht mit Dünsten beladenen Atmosphäre übersehen wir einen großen Theil Rügens, das Binnenwasser mit allen seinen Buchten und Einschnitten und die darin liegenden kleinen Inseln; wir sehen Stralsund, Greifswald und Bergen, Wittow bis nach Arcona, über Wittow Hiddensee und bei recht heiterer Witterung, wenigstens durch ein Fernglas, auch

Mönen. Wie ein silberner Gürtel verbindet das glänzend weiße Sandufer der schmalen Heide Jasmund und Wittow — doch, ich will nicht malen, man komme und sehe, und wen ein heiterer Himmel hieher geleitet, der wird staunend dies wunderliebliche Landschaftsgemälde betrachten.

Jetzt hätten wir denn das Vorzüglichste der Schönheiten Jasmunds gesehen, und wir kehren nach Sagard zurück. Glaube man indessen ja nicht, nun Alles zu kennen, was Jasmund und besonders dessen höhere Gegenden Interessantes haben. Hier ist klassischer Boden der Vorwelt, hier ist fast jeder Hügel, jeder Stein, sei es als Denkmahl der Vorwelt, oder durch eine neue überraschende Aussicht merkwürdig; daher es denn auch den Reisenden recht sehr zu empfehlen ist, sich ja bei Bereisung Jasmunds nicht zu übereilen und lieber auf einer andern Stelle abzubrechen, um sich ja nichts von Jasmunds Sehenswürdigkeiten entschlüpfen zu lassen.

Jeder, er sei Mineralog, oder Botaniker, oder Liebhaber schöner Gegenden, jeder wird hier

etwas Anziehendes für sich finden, wird nicht unbefriedigt dies schöne blaue Ländchen verlassen *).

In welcher Folge man Alles, was auf Jasmund Sehenswürdiges ist, besucht, um den höchsten Genuß davon zu haben, hängt freilich von den individuellen Ansichten jedes Reisenden ab. Indessen erlaubt sich der Gesellschafter vorzuschlagen: Von Sagard ab zuerst nach Saßnitz, und nachdem man Werder und Saßnitz besucht, nach Stubbenkammer zu reisen. (Es giebt auf diesem Wege noch manche wunderliebliche Aussicht, besonders bei dem Dorfe Crampas vor Saßnitz) Man richte sich so ein, daß man die Herthaburg und deren Umgebungen, bis zu dem Heldenmahl am Fußsteige nach Hagen, kurz vor dem Untergange der Sonne (ich setze voraus, daß man in den Monaten Junius und Julius diese Reise macht) besucht, um von dem Burgwall die Sonne sin-

---

*) So nennt man hier Jasmund, weil es fast stets in blauen Duft gehüllt erscheint.

ken zu sehen. Dann bleibe man die Nacht auf Stubbenkammer und sehe den Aufgang der Sonne, und reise dann sogleich ab, um eine Stunde etwa nach Sonnenaufgang auf Hoch-Selow zu seyn und von dort nach Quoltitz zu reisen.

Ein Führer, den man doch auf jeden Fall mitnehmen muß, wird den von Hoch-Selow nach Quoltitz zu nehmenden Weg zeigen. Wer die Wasserpartie von Saßnitz nach Stubbenkammer scheuet, der sei doch Morgens kurz nach Aufgang der Sonne auf Hoch-Selow.

Auf alle Fälle bleibe man eine Nacht auf Stubbenkammer, um den Aufgang der Sonne vom Königsstuhl zu sehen — besonders und mehr noch aber, um einmal so recht das Behagliche einer mondhellen Sommernacht im Walde zu fühlen. Wie anmuthig klingt hier zwischen den Bäumen so manches schöne Lied — wie fühlt man sich dann so recht gestimmt, das Schillersche „Ein freies Leben führen wir" so recht aus voller Kehle anzustimmen. — Nirgends indessen kann man

sich besser und so ganz in die Situation dieses Liedes hineinstudieren, als gelagert am hohen Ufer des vorerwähnten, hinter Klein-Stubbenkammer befindlichen Bachs — vor sich die mondbeleuchteten Kreidezacken, um sich Wald, neben sich den plätschernden Bach.

Jetzt scheiden wir von unserm uns so lieb gewordenen Jasmund, um über die schmale Heide die

Reise von Jasmund nach Putbus

anzutreten. — Scheidend begrüßen wir noch nahe bei Sagard den alten Dubberworth, eines der herrlichen Hünengräber der Vorzeit, den jedoch eine spätere Generation, als jene Steinmassen zu Quoltitz, thürmte.

Noch eine Meile fahren wir durch kornreiche Fluren und befinden uns dann am Anfange der sogenannten schmalen Heide. Die Prorer-Wieck zur Linken, und das Binnenwasser zwischen Rügen und Jasmund zur Rechten fahren wir über ein Geschiebe von

kleinen Ufer- und Feuersteinen hinweg, wovon mehrere Schichten nach dem Binnenwasser zu, sichtbar zu Tage liegen. Ein Umstand, der vermuthen läßt, daß dieses Gerölle nicht von der See, sondern vom Binnenstrande ausgeworfen, und letzterer sich nach und nach zurückgezogen und dieses Steinlager zurückgelassen hat, was um so wahrscheinlicher wird, als die See an der gegenüberstehenden Seite sich durch hohe Sanddünen einen unübersteiglichen Damm aufgeführt.

Eine botanische Merkwürdigkeit treffen wir auf diesem Wege an, nämlich ein Gebüsch von Stechpalmen, die hier Hülsen heißen (Ilexaquifolium); eine Staude, die sonst nirgends, meines Wissens, auf Jasmund und Rügen, wächst.

Bald befinden wir uns dem waldigten Vorgebirge Thießow gegenüber. Heidekraut und junger Aufschlag von Birken und Elsen bedecken hier das Land und bewähren, daß hier bald ein Wäldchen lustig empor wachsen würde, wenn nicht das Vieh den jungen Aufschlag zerstörte. — Ein Kossäthengehöft und

ein kleiner Pachthof sind die einzigen menschlichen Wohnungen, die man in dieser unfreundlichen Gegend antrifft.

Jetzt erhebt sich vor uns zu einer nicht unbedeutenden Höhe das Waldgebirge, die Prora, von dem der daran stoßende Meerbusen den Namen der Prorer-Wieck erhalten. Dies Waldgebirge umgürtet fast den ganzen Meerbusen bis zur Granitz, flächt sich aber bedeutend gegen den Binnenstrand ab. Der ziemlich steile Weg, der zur Höhe dieses Waldgebirges führt, zu beiden Seiten von hohen Ufern eingeengt, ist nur eben für ein Wagengeleise breit genug, daher denn auch einem von entgegengesetzter Richtung kommenden Fuhrwerke durchaus nicht auszuweichen ist. Ehemals pflegten die Fuhrleute, besonders die den Berg hinabfahrenden, stark mit den Peitschen zu knallen und „holt vör de Prora!" zu rufen, um denjenigen, der etwa von unten herauf fahren wollte, zu warnen, so lange zu halten, bis jener den Berg passirt hatte. Dieser Ausruf ist bei uns zum Sprüchwort geworden. Man hört noch oft Jemanden, den

man vor einem etwanigen Hinderniß warnen will, „holt vör de Prora!“ zurufen.

Wir nähern uns jetzt dem Binnenstrande, über welchen hinaus unser Blick schon wieder auf bekannte Gegenden trifft. Wir sehen Bergen, den Rugard, die Insel Puhlitz u. s. w. und kommen zu einem nahe am Strande liegenden Dörfchen, dessen sonderbarer Name: Kieckuth (kucke aus, siehe aus!) auf eine ehemalige Warte, die hier gestanden haben mag, um den ganzen Binnenstrand zwischen Rügen und Jasmund, und die Prora-Wieck zu beobachten, hinzudeuten scheint. Diese Vermuthung mögte dadurch noch etwas wahrscheinlicher werden, weil solches ganz nahe bei dem Gute Streu liegt, das ehemals mit seinen Zubehörungen eine eigene Grafschaft gewesen seyn soll und späterhin zu den Besitzungen des Bischofs von Rodschild gehörte. Hinter diesem Dorfe führt links ein Weg nach dem Kirchdorfe Zirkow, von da wir denn weiter, ohne daß uns auf diesem Wege etwas Merkwürdiges vorkäme, nach Putbus unsere Reise fortsetzen.

Putbus und seine Umgebungen.

Noch sind nicht zwei Jahrzehende verflossen, als das Schloß der Grafen und Herren zu Putbus — nur die öconomischen Gebäude zur Seite — am Abhange eines waldigten Hügels, die Wusternitz, in alterthümlicher Herrlichkeit einsam dastand.

Die Sage erzählt uns über den Ursprung des Namens folgende Anekdote: Als nämlich der jüngste Sohn der regierenden Fürstlichen Linie, Stoislav, einen Theil des südöstlichen Rügens, die jetzigen Kirchspiele Vilmnitz und Lanken, als Apanage erhielt, durchzog der Fürst seine neue Besitzung, um sich einen Platz zur Anlegung einer Burg auszuwählen. „Po de Buſs" sagte endlich der junge Fürst oder einer seiner Begleiter, und so ward denn auch an diesem Gehölze die neue Fürstenburg erbauet und ihr der Name: Po de Busch beigelegt — und wahrlich, wer dies: Po de Busch zuerst aussprach, hat hohes Gefühl für Naturschönheit gehabt, denn, wer für die Eindrücke einer sanftern Natur,

eigent-

eigentlich für ein liebliches Gemisch wilder und sanfter Naturschönheit Sinn hat, dem mögten vielleicht lieblicher und inniger, als selbst manche der viel besuchten und viel besungenen Gegenden, von denen wir jetzt herkommen, Putbus und seine Umgebungen ansprechen, die überdies auch noch durch viele, bisher nicht genug bekannte und erforschte Denkmähler des Alterthums, besonders in dem nahe gelegenen Kirchspiel Vilmnitz, wo ehedem der Sitz einer Nebenlinie des Hauses Putbus war, den Forscher anziehen; auch mögte man in keinem Theile Rügens die Nachkömmlinge der alten Ranen oder Rugen unvermischter antreffen, als in den eigentlichen Stammländern der Herrschaft Putbus, den Kirchspielen Vilmnitz und Lanken. Ersten Blicks sieht man es den Männern kürzeren gedrungenern Wuchses und den etwas breitern Gesichtern an, daß sie nicht dem germanischen Volksstamme entsprossen sind.

In dieser Gegend, schön durch sich selbst, nichts erborgend von dem verschwundenen Glanze verflossener Jahrhunderte, thronte das

Schloß der Herren zu Putbus bis zu den neuesten Zeiten einsam. Nur unter der Regierung des jetzigen Fürsten und Herrn zu Putbus entstand, gleichsam wie durch einen Zauberschlag der Erde entsprungen, eine niedliche Anlage nach der andern.

Zuerst erhob sich, dem fürstlichen Parke gegenüber, eine Gasse kleiner zierlicher, von Handwerkern aller Art, nach einem von dem Fürsten aufgegebenen Baurisse, und unterstützt von demselben mit den benöthigten Baumaterialien, erbaueter Häuser; jedoch nicht so klein, um, wie eine gewisse Dame (man sehe „die Erzählung meiner Lustreise durch Rügen" im Freimüthigen vom Jahre 1821, 28stes Stück) in Versuchung zu gerathen, „die kleinen niedlichen Häuserchen wie allerliebste Toiletten-Geräthe einzupacken," denn sie enthalten, außer den erforderlichen Wohn- und Wirthschaftsgemächern für den Wirth und dessen Familie, noch ein oder mehrere Zimmer, um solche an Fremde überlassen zu können.

Aber das, was Putbus jetzt ist und was es zu einem der interessantesten und angenehm-

sten Orte Deutschlands macht, ward es erst, als der Fürst die Idee erfaßte, hier eine Badeanstalt einzurichten.

Gewiß, eine sehr glückliche Idee! denn kaum mögte in Deutschland ein zweiter Badeort angetroffen werden, den die Natur so reichlich ausgestattet, und wo jetzt Natur und Kunst sich so glücklich vereinigen, um des Seebades wohlthätige Kräfte durch feinere Genüsse zu heben.

Diese Idee — ausgeführt mit aller der geschmackvollen, zum Genuß einladenden Zierlichkeit und Eleganz, die dem natürlichen Kunstsinn häufige Reisen im Auslande anbilden, unterstützt von allen den pecuniairen Hülfsmitteln, die zur Ausführung eines solchen Vorhabens erforderlich sind — schuf nun Putbus und seine Umgebungen zu dem reizenden Aufenthalte, der ihn jetzt jedem Besuchenden so anziehend macht.

Am Fuße der waldigten Goore, hart am Gestade der Ostsee, eine halbe Stunde etwa von Putbus, liegt in einer lieblichen Gegend das Badehaus oder Friedrich Wilhelms-

Bad. Eine gerade Straße, mit Bäumen wechselnder Arten besetzt, führt von Putbus diesem Gebäude zu, und so stellt sich schon in weiter Entfernung dieses Badehaus in seiner gefälligen Form, dem Auge ein reizender Ruhepunkt, dar.

Auch in den kleinsten Anordnungen spiegelt sich ein geläuterter Schönheitssinn. Wiederholung ermüdet, nur Wechsel erfreuet — und so findet man auch in dieser zum Badehause führenden Allee Frucht- und Waldbäume, Steinobst und Akazien, Kernobst und Lerchenbäume im lieblichen, das Auge und den Geschmack gleich angenehm ansprechenden, Wechsel.

Der Anblick der Ostsee mit dem nahe liegenden Inselchen Vilm; im fernsten Hintergrunde die Küsten bei Wolgast und Peenemünde und die Insel Ruden; vor sich Mönchguths waldigte Höhen, näher die holzbewachsene Goore; die Papiermühle mit ihren neuen Gebäuden; die im Felde zerstreut liegenden Hünengräber mit buschigten Scheiteln; die alte bemooste in der Mitte waldigter und bergigter Umgebungen liegende Kirche zu

Vilmnitz. Alles dies macht das Landschaftsgemälde, das man auf dieser Fahrt zum Badehause staunenden Blicks übersieht, unstreitig zu einem der schönsten und anziehendsten, und versetzt den, der sich des Bades bedient, in eine Stimmung, die den Gebrauch desselben nur sehr wohlthätig unterstützen muß.

Die Façade des in einem recht gefälligen und geschmackvollen Styl erbaueten Badehauses ruhet auf Säulen und bildet so einen 170 Fuß langen bedeckten Gang, in der Mitte mit einem vorspringenden von 6 Säulen getragenen Fronteſpice, zu dem eine breite, mit Steinfliesen belegte, mit eisernem Geländer umfaßte Treppe führt. Die Seitenflügel dieses Gebäudes sind nach hinten unter sich verbunden, und so entstehen zwei geräumige, mit italienischen Pappeln und andern Baumarten besetzte und mit Blumenbeeten gezierte Höfe.

Zehn Zimmer mit zierlichen Badewannen *)

---

*) Zwei sogar von carrarischem Marmor. Der Fürst ließ solche aus Italien bringen, und es kostet jede — ohne die Transportkosten — 30 Stück

und sonstigen Erfordernissen, die nur irgend zur Bequemlichkeit des Badenden nothwendig sind, versehen, bieten demjenigen, dessen Gesundheit das Baden in freier See nicht gestattet, Gelegenheit, sich des Bades nach jeglicher, den Gesundheits-Umständen des Badenden zusagenden, Temperatur zu bedienen.

Durch Röhren wird das Wasser einige 70 Fuß aus der See zugeführt, durch andere nach den Badezimmern geleitet, wobei die Vorrichtung getroffen ist, daß es nie durch Sand oder andere Stoffe verunreiniget werden kann. In einer großen Küche wird das Seewasser erwärmt, und so, vermittelst zweier über der Badewanne befindlichen messingenen Schrauben, kaltes und warmes Wasser zu jeder beliebigen Temperatur in den Badewannen gemischt. Durch andere Vorrichtungen wird das Seewasser bis zur Decke eines der Badezimmer geführt, um von dort durch eine Oeffnung der

---

Friedr.d'or. — Die Gesammtkosten des Badehauses mit seinen Einrichtungen betragen an 22,000 Rthlr.

Decke über der Badewanne als Sturz=, Regen= oder Tropfbad auf den Badenden, der dessen bedarf, herabzufallen.

Für den mäßigen Preis von 10 Gr. Courant erhält man den Gebrauch eines solchen Zimmers und warmen Bades für eine Stunde, nach deren Verlauf das Zimmer an einen andern Badenden überlassen wird.

An den sehr geschickten und zugleich persönlich sehr angenehmen und achtungswürdigen hiesigen Leibarzt, Doctor Hecker, wird jeder Leidende mit völligem Vertrauen sich wenden können; und da auch sich zu Putbus eine wohleingerichtete Apotheke befindet, so bleibt dem, der sich des Putbusser Seebades bedienen will, in jeder Hinsicht wohl kaum etwas zu wünschen übrig.

Wer sich des kalten Seebades bedienen will, es aber nicht liebt, sich im Freien zu entkleiden, benutzt eine der Badekarren, deren jetzt acht vorhanden sind, die in einer angemessenen Entfernung vom Lande in der See stehen und wohin kleine Brücken führen. Ein kleiner Sitz, ein kleiner befestigter Tisch, ein

Spiegel — Pantoffeln finden sich in jedem Karren; auf einer kleinen Treppe steigt der Entkleidete ins Bad — und auch die züchtigste der Frauen darf sich nicht scheuen, eines solchen Badekarrens sich beim Baden zu bedienen, denn außer, daß solcher an den Seiten bekleidet ist, auch die Eingangsthür verschlossen werden kann, ist auch dafür gesorgt, daß durch einen seewärts niederzulassenden Vorhang die Badende sich dem Blicke jedes Lauschenden gänzlich entziehen kann. — Uebrigens sind diese Badewagen so eingerichtet, daß dem freien Zuströmen des Seewassers und dessen Bewegung im Innern des Baderaums durchaus keine Schranken gesetzt sind.

In einer ziemlichen Entfernung von diesen Badekarren, versteckt durch einen Vorsprung des Waldgebirges, stehen unter den hohen Ufern der Goore acht kleine hölzerne Gebäude (hier nach einer gewissen Aehnlichkeit: Schilderhäuser genannt), in welchen sich diejenigen entkleiden, die ganz im Freien baden wollen, und die dann, über eine Brücke, welche bis zur hinlänglichen Tiefe des Wassers führt,

gehend, in die See hinabsteigen. — Ein kleiner Tisch, ein Spiegel, ein Stiefelknecht und Pantoffeln, und ein Riegel zum Aufhängen der Kleider, sind das Geräthe, das sich in jedem dieser kleinen, mit einer zu verschließenden Thür, worin ein kleines Fenster angebracht ist, versehenen Schilderhäuser befindet.

Wer länger, als zum Gebrauche des Seebades erforderlich ist, beim Badehause verweilen will, dem wird die beim Badehause befindliche Restauration nicht nur Alles darbieten, was man mit Billigkeit fordern und erwarten mag, sondern man wird dies auch in einem sehr eleganten Saal, dessen Wände nicht nur überall mit Spiegeln bekleidet, sondern dessen 4 Thüren auch mit großen Spiegelscheiben versehen sind, und die also überall das Bild der äußern Umgebungen darstellt, mit aller der Behaglichkeit und Gemüthlichkeit genießen können, die dem Verdauungswerke so förderlich sind.

Auch wird man in kleinen Spazierfahrten auf der Ostsee, wozu eine kleine zierliche Schaluppe bereit liegt, und in Spaziergängen in der Goore, in welcher zum Lustwandeln Gänge

ausgehauen sind, die oft die überraschendsten Ausblicke auf die Pommersche oder Mönchguthsche Küste gewähren, eine sehr angenehme Unterhaltung finden.

Kehren wir nun nach **Putbus** zurück.

Dieser in seinem ersten Entstehen schon so liebliche Flecken hat sich jetzt seit und durch die Errichtung der Badeanstalt bedeutend vergrößert und prachtvoll ausgebildet.

Der geräumige Marktplatz, umschlossen an drei Seiten mit recht netten Gebäuden, unter denen sich das dem Eingange gegenüber befindliche, zur Zeit noch nicht fertige Haus einer verwittweten Majorin **von Blessingh** — so viel sich aus der Anlage urtheilen läßt — wohl am besten ausnehmen mag, wird, wenn derselbe allererst, wie die Absicht ist, mit einer Baumreihe umschlossen und in der Mitte mit einem Rasenplatze, aus dem sich ein Blumenhügel erhebt, verschönert seyn wird, ein recht freundliches Ansehen gewinnen und zum Lustwandeln einladen.

Eine Reihe von Prachtgebäuden, die keine Residenz verschmähen würde, überraschen so-

wohl durch den eleganten Styl, in dem sie aufgeführt sind, als durch den Abstand gegen die daneben stehenden kleinern.

Das Gräflich Hahnsche Hotel, einzig zur Aufnahme von Badegästen und sonstigen Reisenden bestimmt, bietet in 60 modern tapezierten und anständig, zum Theil elegant meublirten Zimmern, schon einer ziemlichen Anzahl Badegästen ein freundliches Unterkommen; und es sind nach der Erzählung des Kastellans schon einmal gleichzeitig 182 Personen in diesem Hause logirt gewesen.

Das Haus der jetzt verstorbenen Baronesse Lauterbach, Mutter der Fürstin Putbus, im eleganteſten Styl erbauet, ist eigentlich nicht zur Aufnahme von Fremden bestimmt; jedoch werden auch fürstlichen Personen Zimmer überlassen, wie denn im vorigen Jahre die Prinzessin Friedrich von Preußen während ihres Aufenthalts zu Putbus dort gewohnt hat, und in diesem Jahre der Kronprinz von Preußen.

Der Schwarzesche Gasthof, von innen und außen sehr nett, und mehrere kleine Gast-

höfe, so wie sämmtliche Häuser der Einwohner, die zum Theil, da die fürstlichen Beamten und mehrere bemittelte Privatpersonen sich hier häuslich niedergelassen, sehr bequem eingerichtet sind, nehmen Badegäste auf, und so ist schon — da bei einem starken Zufluß von Badegästen auch in dem Hause des Pächters und in 2 Nebengebäuden des Schlosses Zimmer abgegeben werden, für das bequeme Unterkommen der Besuchenden vollständig gesorgt, auch sollen sich hier im vorigen Jahre gleichzeitig an tausend Personen mehrere Tage hindurch aufgehalten haben — eine Anzahl, die, da diese Anstalt denn doch nur erst im Entstehen, wohl schon für nicht unbedeutend zu achten ist — und es ist denn doch wohl mit höchster Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß sie, wenn diese Badeanstalt mehr und mehr im Auslande bekannt wird, alljährlich mehr und mehr besucht werden wird, da solche als Badeanstalt nichts vermissen läßt, was man in den berühmtesten Badeörtern nur erwarten kann, und in Hinsicht der reizenden Umgebungen die meisten Badeanstalten Deutschlands weit übertrifft.

Was für die Unterhaltung der Badegäste hinsichtlich der Tafel, Musik, des Tanzes und sonstiger Unterhaltung beschafft worden, ist nicht mehr, aber gewiß auch nicht weniger, als in andern berühmten Badeörtern. Darin aber scheint mir denn doch Putbus Vorzüge zu haben, daß der Fürst auch den am Schlosse belegenen Park, der durch seine im mannigfaltigsten Wechsel überraschenden Partien, durch ein mit manchen zierlichen exotischen Gewächsen geschmücktes, sehr niedlich und geschmackvoll eingerichtetes und verziertes Pflanzenhaus, und durch die Nähe des Thiergartens und eines kleinen anmuthigen mit Gängen und Sitzen versehenen Lustgehölzes der Unterhaltungen manche gewährt, dem öffentlichen Vergnügen gewidmet hat.

In ihm befindet sich der Salon zum Speisen und Tanzen und ein sehr eleganter Pavillon, worin, außer den Hallen der Modehändler und des Conditors, auch ein Musikzimmer, in welchem ein recht gutes Flügel-Pianoforte steht, sich befindet, so, daß auch derjenige, der eine feinere geistige Unterhal-

tung liebt, als Pharao und Roulet gewähren können, oder wer durch seine Gesundheitsumstände verhindert wird, Excursionen nach entfernteren Gegenden zu machen, schon hier zur Stelle volle Befriedigung finden wird, und sich die angenehmste Unterhaltung zu schaffen vermag.

Auch die Anwesenheit einer — freilich das Mittelmäßige nicht überschreitenden, Schauspielergesellschaft, die alljährlich sich während der Badezeit zu Putbus aufhält, trägt doch wenigstens etwas zur angenehmen Zeitkürzung bei.

Das Schauspielhaus ist ein in seinen äußern zierlichen architectonischen Formen sehr gefälliges Gebäude, und selbst berühmte Berliner Baukünstler haben solches als höchst gelungen anerkannt. Auch haben schon manche Reisende, die Gelegenheit gehabt haben, mehrere Schauspielhäuser in den Mittelstädten Deutschlands oder an andern Badeorten zu sehen, das Urtheil geäußert, daß an Zierlichkeit des Aeußern und an innerer geschmackvoller und bequemer Einrichtung das Putbusser

Schauspielhaus von keinem, und selbst nicht von dem Weimarschen übertroffen werde.

Ein in der Mitte des Gebäudes hervorspringendes, von 4 Säulen getragenes Frontespice zeigt in einem tadellos ausgeführten Basrelief die Bestimmung desselben „Apollo mit der Lyra, umgeben von den Musen." Unter demselben das Zifferblatt eines Uhrwerks, correspondirend mit dem über dem Theater befindlichen.

Völlig entsprechend dem eleganten Aeußern ist auch die innere Einrichtung, bequem und nett, auch geräumig genug, um etwa 500 Zuschauer fassen zu können, die entweder in den Logen, die mit zierlich gearbeiteten eisernen Brustlehnen eingefaßt sind, oder auf dem amphitheatralisch erhobenen und mit bequemen gepolsterten Sitzen versehenen Parterre Platz nehmen. Sehr berücksichtigend ist hier übrigens die Gallerie oder das an manchen Orten sogenannte Paradies, zurückspringend, so daß die Köpfe der in den Ranglogen Sitzenden vor dem aus der Gallerie herabfallenden Staub gesichert sind.

Für genugsame Beleuchtung des Parterre und des Theaters ist durch Argandsche Lampen gesorgt.

Das Theater ist geräumig genug, um auch Stücke, in denen ein zahlreiches Personale auftritt, geben zu können.

Die Decorationen wird, wer nicht etwa zuviel Prätensionen macht, und nicht etwa durch das, was eine Hauptstadt darbietet, zu sehr verwöhnt ist, ganz artig finden — zum mindesten ist denn doch das für etwas zu schätzen, daß solche, so wie alle Malereien am Schauspielhause von einem daselbst wohnenden Künstler, Hrn. Rink, der überdies ziemlich glücklich im Portraitiren seyn soll, angefertigt sind.

Auch darf es noch als ein Beweis des dortigen Kunstfleißes nicht übergangen werden, daß sämmtliche Sophas, Stühle und Sitze im Salon und in sämmtlichen zur Badeanstalt gehörigen Zimmern, so wie im Schauspielhause, nur mit Seegras gepolstert sind, worauf es sich eben so bequem sitzen läßt, als ob solche mit Pferdehaaren gepolstert wären, — freilich kommen in den Sophas Springfedern

der

der natürlichen Federkraft des Seegrases zu Hülfe.

Es gehört unstreitig zu den erfreulichen Zeichen der Zeit, und zeugt für die wahre ächte Humanität des fürstlichen Herrn dieses Orts, daß in der Mitte aller dieser Prachtgebäude das neu erbauete und gut dotirte Schulgebäude des Orts sich befindet. Ehedem verlegte man Schulen in die entlegensten Winkel und Plätze eines Orts, bestimmte dazu finstere traurige Gebäude — was unstreitig auf die Bildung der Kinder, wie auch wohl die Erfahrung gelehrt, traurig einwirken mußte. Dies niedliche Gebäude steht in seinem blendenden Kalkputz, mit den hohen hellen Fensterscheiben, so keck zwischen den hohen Prachtgebäuden da, als wenn es stolz auf seine Bestimmung wäre, daß in ihm die Jugend des Orts und der Umgegend zu guten und nützlichen Menschen gebildet werde, wofür der Fürst durch Anstellung in ihrem Wirkungskreise geschickter und anständig besoldeter Lehrer, und durch ausgesetzte Belohnungen für die durch Fleiß, Geschicklichkeit und untadelig sittliches Betragen

sich auszeichnenden Kinder beiderlei Geschlechts sehr freigebig gesorgt hat.

Jetzt auch noch einige Worte von dem fürstlichen Schlosse. Es ist dies eine ungeheure Steinmasse, im Geschmack verflossener Jahrhunderte, mit mehreren Flügeln, Thürmen und Winkeln erbauet, die sich von außen durch nichts, als ihre Größe und Weitläuftigkeit auszeichnet, und nichts weniger, als elegant erbauet ist. Das Innere ist geschmackvoll auf Englische Weise meublirt und mit einigen guten italienischen Kupferstichen verziert.

Außerdem hat auch der Fürst eine Gemälde-Gallerie angelegt, worin man außer einer Copie nach Raphael (die Schule von Athen) auch einen Rubens, einen Hannibal Caraccio, einen Wouwermann, Tenier und andere Meister der Italienischen und Niederländischen Schule älterer und neuerer Perioden antrifft, unter denen sich eine Cleopatra von Vaccari (wenn ich nicht irre), so wie einige kleine Gemälde auszeichnen. Auch Gemälde einiger Deutschen, die das Meisterrecht entweder bereits entschieden gewonnen ha-

ben, oder würdig darnach streben, z. B. von Hackert, Friedrich, finden sich hier. In einem daneben befindlichen Zimmer stehen drei marmorne Statuen von Thorwaldsen, die alle, wie sich von einem solchen Meister erwarten läßt, sehr schön sind, unter denen aber eine Gruppe, ein Jüngling und ein Mädchen, die eine Schaale zum Munde führt, wenigstens nach dem Geschmacke des Gesellschafters, vorzüglich lieblich ist.

So gestaltet sich nun Putbus und seine Umgebungen, und wer einige Tage oder Wochen im Jahre seinen Vergnügungen widmen kann; wer mit den stärkenden Wirkungen des Seebades den Genuß einer reizenden Natur zu verbinden wünscht, der besuche ja Putbus.

Sicher wird Keiner, der nur in der Absicht, sich, nebst der Stärkung seiner Gesundheit, des Genusses der reizendsten Naturschönheit zu erfreuen, nach Putbus kömmt, solches unbefriedigt verlassen; er wird mehr finden, als er erwartete. Man wird diesen Badeort vielleicht manchem andern vorziehen, da der gesellige Umgang hier durchaus ungenirt ist, in-

dem die Anwesenheit der fürstlichen Familie oder vornehmer Badegäste gar keinen Zwang anlegen, und der gesellige Ton — wie sich das wohl von selbst versteht — möglichst gesittet und anständig ist.

Auch ist von Seiten der Bade-Direction dafür gesorgt, daß die Preise aller Bedürfnisse wenigstens nicht theurer, vielmehr wohlfeiler, als an andern Badeorten sind.

Ueber den Werth dieser Badeanstalt in medizinischer Hinsicht darf ich als Laye kein Urtheil wagen, indessen scheint mir doch das, was ich wohl hin und wieder dagegen gehört habe, nicht eben von Erheblichkeit zu seyn. Man hat nämlich sich wohl geäußert, daß das Seebad zu Putbus, da solches am Binnenstrande läge, so stärkend nicht seyn könne, als an andern Orten, weil durch den weiten Lauf des Seewassers über einen flachen Sandgrund der salzigen Theile zu viele durch die Ausdünstung sich verlören.

Dieser Tadel und die dafür angeführten Gründe mögten doch wohl nicht von Gewicht seyn. Daß das Nordseewasser specifisch schwe-

rer ist, als das der Ostsee, ist eine bekannte Erfahrung, daher aber auch das Baden in der Nordsee selbst solche Personen, die des Badens in der Ostsee sehr wohl gewohnt sind, angreifend finden; daß aber die specifische Schwere des Ostseewassers an dieser oder jener Küste derselben merkbar verschieden seyn sollte, davon haben Versuche bereits das Gegentheil erwiesen.

Auch scheint kein Grund ersichtlich, weshalb solches bei Putbus mindern Gehalt haben sollte, da in der Gegend kein Fluß in die Ostsee fällt, da das Wasser unmittelbar aus der See einströmt, überdies aber auch schon nicht fern vom Ufer Tiefe genug hat, um nicht unbedeutende Küstenfahrzeuge zu tragen *).

*) Eine im Jahre 1820 von dem Hrn. Geheimenrath Hermbstädt vorgenommene Untersuchung und Analyse des Seewassers aus der Nähe des Badehauses an der Goore setzt es außer Zweifel, daß solches weder im quantitativen noch qualitativen Verhältniß seiner Bestandtheile einen irgend zu berücksichtigenden Unterschied von dem Wasser der Ostsee an andern Stellen bemerken lasse.

Es darf sich denn also niemand durch die vorerwähnte Bemerkung vom Besuche des Putbusser Seebades zurückschrecken lassen — und gewiß! wer es je erfahren, wie erheiternd eine lachende Landschaft den Menschen stimmt; wer die Rückwirkung einer solchen Stimmung auf das Wohlbehagen des Körpers nicht verkennt, der wird mit Vorliebe das Putbusser Bad und dessen Umgebungen besuchen, und die Zeit seines dortigen Aufenthalts zu seinen interessantesten Genüssen zählen.

Die nordöstlichen waldigten und bergigten, größtentheils zur Herrschaft Putbus gehörigen, Gegenden Rügens, enthalten so manche wildromantische Partien; von ihren Höhen und Ufern gewahrt man so manche liebliche und umfassende Aussicht; daneben bergen sie so manche Reste der Vorzeit, daß wir auch diesen interessanten Theil Rügens nicht unbesucht lassen dürfen. In den Wäldern der Granitz herrscht noch die Natur in unentweihter Größe und Wildheit; hundertjährige Eichen des kräftigsten herrlichsten Wuchses, deren weit verbreitete Wipfel die Umgegend in tiefe Schatten

hüllen, erinnern an die heiligen Haine der Altvordern.

Aber auch da, wo schon die Wälder dem Feldbaue weichen mußten, sieht man noch überall zwischen Getraidefeldern einzelne buschigte Hügel (Begräbnißhügel größtentheils), kleines Gehölze, und auf den Feldern liegen mächtige Steinblöcke häufig umher, Trümmer ehemaliger Gräber. Alle diese wechselnden Gegenstände, wobei bald nahe, bald entfernter ein Blick auf die benachbarte See überrascht, gewähren oft recht liebliche Ansichten, und machen

eine Fahrt nach dem Jagdhause in der Granitz

um so angenehmer, als diese kleine Reise uns so recht in das Innere der Herrschaft Putbus einführt, durch Gegenden, die sonst von Reisenden nur wenig besucht werden, und die doch wegen so mancher wohlerhaltener Denkmähler vergangener Jahrhunderte und durch ihren Reiz so anziehend sind.

Wohlversehen also mit Allem, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, fahren wir zuerst nach Vilmnitz. Hier war ehemals der Sitz einer apanagirten Linie des Putbusser Hauses, unter dem Namen „der Herren von Vilm." In der Kirche dieses Dorfes ist das Erbbegräbniß der Familie Putbus, und da, seit die Kapelle zu Putbus als solche nicht mehr gebraucht wird, auch die fürstliche Familie die Kirche zu Vilmnitz besucht, so ist solche im Innern recht niedlich verziert. — Auf dem Wege hieher finden wir überall in den Feldern holzbewachsene Hügel, Mähler der Vorzeit, deren wohlerhaltensten Eines (eine Steinkiste) sich bei dem Dorfe Lonvitz vor Vilmnitz befindet; so wie sich überhaupt in dieser Gegend, z. B. bei Posewald und Nadlitz, Oerter, die wir auf dieser Fahrt berühren, oder denen wir sehr nahe kommen, mehrere wohlerhaltene Begräbnißmähler finden.

Jenseits Nadlitz erhebt sich die Gegend zu einer Reihe, theils waldigter, theils holzleerer, nur mit Heidekraut und Moos bewachsener Berge, unter denen einige, eine nach hiesiger

Landesart schon ziemlich ansehnliche Höhe haben, und die eine von Südosten nach Nordosten fortlaufende Bergkette bilden.

Wir kommen endlich nicht weit von dem Kirchdorfe Lanken an den Saum der waldigten Granitz. Dieser Weg scheint mir der angenehmste zu seyn, wenn er gleich vielleicht etwas weiter ist. Rechts des Weges nach Lanken liegt dicht am Binnenstrande das Dorf Stresow, berüchtigt in der Rügenschen Geschichte dadurch, daß im Jahre 1715 hier die Dänen durch Verrätherei eines hier wohnenden Bauern, der, im Einverständnisse mit dem Feinde, durch ein ausgehängtes Laken demselben den Landungsplatz bezeichnete, — ans Land stiegen und unsägliches Elend über Rügen verbreiteten.

Noch steht das Haus, wo der Mann wohnte, noch leben dessen Nachkommen im Dorfe, er selbst entfloh; auch weiß man dort noch genau die Stelle anzugeben, die der Verräther dem Feinde zum Landungsplatz bezeichnete.

Auch findet sich nahe bei dem zu diesem

Dorfe gehörigen Tannenhügel ein Denkmahl der Vorzeit, über dessen vormalige Bestimmung nur noch Muthmaßungen herrschen. Es stehen nämlich in einer Ebene zu beiden Seiten des Fahrweges nach dem Gute Dummertevitz gruppenweise mehrere kegelförmig gebildete Steine; die Bewohner dieser Gegend nennen solche „Zägensteene" (Ziegensteine); sonst nennt man sie die „Siegsteine", und erzählt, daß solche zum Andenken eines hier zwischen den Mönchguthern und Putbussern ehemals vorgefallenen blutigen Kampfes errichtet worden. Daß in ältern Zeiten ein sehr wüthender Haß zwischen den Putbussern und Mönchguthern bestand, der oft in blutigen Raufereien in Masse sich geäußert und noch bis auf ganz neuere Zeiten fortgedauert hat, jetzt aber gänzlich erloschen zu seyn scheint, ist etwas, was in Rügen allgemein bekannt ist, und so mögte diese Erklärung vielleicht die wahrscheinlichste seyn. Bei der Rückreise vom Jagdhause werden wir Gelegenheit haben, dieses Denkmahl ganz nahe zu sehen.

Nahe vor dem Kirchdorfe Lanken passi-

ren wir einen Hohlweg, in dessen rechtem Ufer ehemals ein großer, jetzt weggenommener Stein lag, der den ohnehin schon sehr engen Weg (er ist in neuern Zeiten durch Abstechen des Ufers viel breiter gemacht) so beschränkte, daß man nur mit höchster Vorsicht, ohne mit diesem Steine in eine sehr erschütternde Collision zu kommen, des Weges fahren konnte. Hier ereignete sich vor etwa 40 oder 50 Jahren ein Vorfall, der allgemeines Aufsehen erregte und von den Zeitgenossen ganz eigentlich für ein Gottes-Gericht gehalten ward. Einer der angesehensten Edelleute Rügens nämlich, war mit mehreren Andern zu einer Jagdparthie in der Granitz (ich meine, an einem Sonntage) eingeladen. Man versammelte sich in dem Hause des Wirths, frühstückte und zechte nach der Väter Weise. Man brach auf, um zur Granitz zu fahren — es war etwa Vormittags gegen eilf Uhr. — Der Hr. v. D. (so bezeichne ich den vorerwähnten Edelmann), dem wohl der Wein zu Kopfe zu steigen begann, und der sich erinnerte, daß etwa jetzt die Zeit sei, wo in der Kirche das heilige Abendmahl

vertheilt werde, ergriff einen auf dem Tische stehenden Pokal, goß ihn voll Wein und „Hört Freunde!“ sagte er — „ich will euch doch noch erst, ehe wir abreisen, das Abendmahl geben“ und hieß seine Genossen auf den umhergesetzten Stühlen, in deren Mitte er sich stellte, knien. Manche belachten dies als einen witzigen Einfall, und gaben sich der Laune des Berauschten hin, Andere äußerten sehr ernsthaft ihr Mißfallen an diesem Gespötte mit der heiligsten Religions-Handlung.

Jetzt fuhr man fort. Der Hr. v. D. fuhr sich selbst in einem offenen Jagdwagen, seinen Bedienten zur Seite. Man rieth ihm, dem Bedienten die Zügel der muthigen Pferde zu geben, und bei einem der Andern einzusteigen; aber keck und weinlaut, wie er war, verwarf er diesen Rath, sprang in den Wagen und fuhr raschen Laufes dahin. Angekommen bei diesem Hohlwege, rief jemand ihm warnend zu: „D., nimm dich vor dem Stein in Acht.“ „Glaubt ihr, daß ich nicht zu fahren verstehe,“ erwiederte er und hieb nur desto stärker seine Pferde; die raschen Thiere springen an und

schleudern den Wagen mit solcher Heftigkeit gegen den Stein, daß der Hr. v. D. aus dem Wagen herausgeworfen ward, sich das Genick brach und auf der Stelle todt war.

Dieses Schicksal, das mit dem bald allgemein bekannt werdenden Benehmen des Verunglückten als Folge und Strafe in Verbindung gebracht ward, machte überall einen furchtbaren Eindruck. Auch muß der Unglückliche die Verspottung des heiligen Abendmahls in der That erweislich sehr weit getrieben haben, da der Prediger des Orts, wohin er eingepfarrt war (durchaus kein bigotter finsterer Zelote, keiner erlaubten Freude abhold, vielmehr gern Beförderer derselben, ein durchaus achtungswerther Mann), sich dadurch veranlaßt fand, dem Entseelten einen Platz in der, in der Kirche befindlichen, Familiengruft zu versagen — und wie auch die Familie dagegen schrie und schrieb — er ward an der Kirchhofsmauer eingescharrt, und nur mehrere Jahre nachher ward es nachgegeben, den Leichnam auszuheben und in das Familien-Begräbniß einzusenken.

Wir haben diesen verhängnißvollen Hohlweg zurückgelegt und wenden uns, nachdem wir eine nahe hiebei gelegene Brücke passirt, links zum Walde der Granitz. Tief im Walde liegt auf einer oben flachen Höhe das von einem ehemaligen Dynasten zu Putbus erbauete Jagdhaus mit einigen Nebengebäuden.

Man fühlt sich, ringsum vom Walde umgeben, recht behaglich an diesem traulichen einsamen Plätzchen. Einen unfern des Jagdhauses belegenen Berg, der der Fürstenberg oder auch der Tempelberg genannt wird, müssen wir der herrlichen Aussicht halber besteigen. Ehedem stand auf dieser Höhe ein Thurm, von mehreren Etagen, auf dessen höchsten Standpunkt man mit einem hier zum Gebrauch jedes Fremden stets vorhandenen sehr guten Fernglase die ungemessenste Aussicht auf die Pommerische Küste, nach Usedom, nach Wollin sogar hatte, und man will, wie dem Erzähler von Leuten, an deren Glaubwürdigkeit kein Zweifel statt hat, versichert worden, sogar die Thürme von Colberg durch jenes Fernglas von diesem Standpunkte gesehen haben.

Auch der Brand des Königs-Schlosses zu Copenhagen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts ist von dem auf diesem Fürstenberge gestandenen Thurm bemerkt worden, so wie man sehr deutlich — wie mir mehrere Augenzeugen versichert haben — von den Bergen bei dem Dorfe Promoissel auf Jasmund (etwa eine halbe Stunde von Sagard) die gewaltigen Dampfmassen dieses Brandes, und Nachts sogar die Flammen wahrgenommen hat.

Ein neu angelegter sehr angenehmer Weg durch den Wald zum nördlichsten Vorgebirge der Granitz führt uns einer neuen Ueberraschung entgegen. Schroff erhebt sich zu einer nicht unbedeutenden Höhe über den Wasserspiegel das Vorgebirge: Kieckòwer, auf dessen Spitze wir jetzt stehen, und ein sehr liebliches Seestück liegt vor uns. In sanften Schmiegungen umgeben vor uns die Waldufer Jasmunds (in den Gegenden von Mucran, Lanken und Crampas), die Prorer-Wieck, die wir hier, und soweit der Blick nur trägt, die Ostsee übersehen. Zur Seite die Jasmundsche schmale Heide und ein Theil

des Binnenwassers mit seinen Buchten und Inseln.

Wer Genüge hat, die Granitz nach mehreren Richtungen zu durchstreifen, der wird außer einigen Steinkisten auch noch sonstige Ueberbleibsel der Vorzeit, nämlich einige Erdwälle, unter denen der sogenannte Schanzenberg, in dessen Nähe sich ein kleiner Landsee, der schwarze See genannt, befindet, der imposanteste ist, antreffen; doch wird man eines dieser Gegenden genau kundigen Führers zu ihrer Auffindung bedürfen.

Wir kehren jetzt, um die vorhin erwähnten Siegsteine bei Stresow zu sehen, den gewöhnlichen Weg nach Putbus zurück, und sparen uns den Besuch einer andern nicht minder interessanten Gegend zu einer zweiten Excursion auf.

Excursion nach Aalbeck.

Bis zum Dorfe Zirkow fahren wir die uns schon bekannten Wege. Um auf dieser Fahrt auch noch eine der reizendsten Landschaften

ten Rügens kennen zu lernen, fahren wir zum Schmachter-See, der nach einem dabei liegenden Gehöfte, Schmacht, jetzt diesen Namen führt, ehedem aber der Cholsen, Cholzin geheißen hat, und gewiß ehedem, wie man an den weithin sich erstreckenden, zum Theil sumpfigen Niederungen sehen kann, einen weit größern Umfang hatte, jedoch auch jetzt noch nicht unbedeutend ist.

Die diesen See an einer Seite umgebenden Berge, an welche sich Dörfer lehnen; der rechts sich hinziehende Wald, der Anblick der nackten Sanddünen vor uns, macht die Fahrt neben demselben sehr angenehm. Bei Aalbeck, dem Ziele unserer heutigen Excursion, verbindet ein aus dem Schmachter-See ausfließender kleiner Bach denselben mit der Ostsee.

Nun sehen wir uns in der allerödesten Gegend, um uns nichts als hohes Waldgebirge oder Sanddünen, wovon einige spärlich hin und wieder Tannen nähren, deren verkrüppelter Wuchs den Einfluß rauher Seewinde beurkundet — die meisten fast ohne Vegetation.

Unser Ohr vernimmt das ferne Rauschen der See; hohe Sanddünen versperren uns deren Anblick; die Phantasie glaubt sich an Lapplands öde Küsten versetzt, und eine kleine von Rauch durchzogene Hütte giebt diesem Phantasiebilde Haltung.

Wir erklettern eine der höchsten Dünen, und die Prorer-Wieck mit allen ihren schönen Umgebungen auf Jasmund und Rügen, und die See liegen offen vor uns ausgebreitet. Hinwandernd am Strande der Wieck freuen wir uns der lieblichen Aussicht und sammeln daneben des häufig sich hier — jedoch gewöhnlich nur in kleinen Brocken unter dem knotigen Seegrase — findenden Bernsteins, davon jedoch, wiewohl selten, auch Stücke von nicht unbedeutender Größe hier vorkommen.

Der Brombeerstrauch (rubus fruticosus L.) wächst hier auf großen Strecken an den Dünen hin. Die Frucht, hier Brummelbeeren genannt, scheint hier größer und wohlschmeckender, als man sie sonst wohl findet. Sie reift hier gegen Ende Augusts. „De kamm recht in de Brummelbeeren", sagt ein

hiesiges Sprichwort (der kam recht in die Brombeeren, oder: der kam recht in Verlegenheit.). Offenbar ist dies recht passende Bild von den vielen Dornen, womit diese Staude sich Jedem, der sich ihr nahet, anhäkelt, entlehnt.

Unsere Rückfahrt nehmen wir durch das Dorf Binz — und man unterlasse ja nicht, von dem Berge, den man vor dem Dorfe Binz hinanfährt, noch einmal sich nach der eben verlassenen Gegend umzusehen. Es mögte dieser Standpunkt Manchem der schönste bedünken, aus dem diese herrliche Gegend gesehen werden kann; wenigstens ist er wohl unleugbar der überraschendste, wenn man nämlich die Hinreise über Binz nimmt und also die Ansicht noch nicht kennt; man findet sich um so mehr überrascht, je weniger man sich nach dem, was man bisher auf dieser Fahrt sahe, versprechen zu dürfen glaubte, und nun auf einmal, so wie man den Gipfel dieses Berges erstiegen, sieht man die Ostsee und die Prorer-Wieck in aller ihrer Pracht und mit allen ihren herrlichen Umgebungen vor sich ausgebreitet.

Die Menschen, die wir auf diesen Excursionen im Innern der Herrschaft Putbus antreffen, sind stark und kräftig, wie die Eichen ihrer Wälder, abgehärtet gegen jede unfreundliche Witterung. „N' Hanschen Keerl, halben Keerl" ist ein Sprichwort, womit sie denjenigen höhnen, der durch Handschuhe sich vor dem Einfluß der Kälte zu schützen sucht.

Reise von Putbus nach Mönchguth.

Wir wollen jetzt ein Ländchen besuchen, das nicht wegen seiner Naturschönheiten, — obgleich es auch einige recht sehr schöne Ansichten hat; nicht wegen merkwürdiger Denkmähler der Vorzeit, sondern allein nur wegen seiner Bewohner, die Sprache, Kleidung und Gebräuche von allen sonstigen Einwohnern Rügens so auffallend unterscheidet, die Aufmerksamkeit der Reisenden in neuern Zeiten so sehr auf sich gelockt hat, nämlich die Halbinsel Mönchguth.

Auf dem Wege von Putbus bis zum Kirchdorfe Lanken haben wir Gelegenheit, noch einmal manche schon bekannte Gegenden und Denkmähler, z. B. die Zägensteene bei Stresow zu sehen; manche neue und immer reizende Gegenden (denn die östliche Seite Rügens ist ohne alle Frage die interessanteste) kennen zu lernen.

Diesseits des letzten Putbusser Dorfes vor Mönchguth, Sellin, sieht man rechts vom Wege in einer sandigen Gegend einzelne Steinkreise, deren Bestimmung man nicht mehr weiß, die aber vielleicht auch, wie die sogenannten Siegsteine bei Stresow, zum Andenken vorgefallener Kämpfe zwischen Mönchguthern und Putbussern errichtet seyn mögen.

Jetzt befinden wir uns vor einem tiefen Graben, der von Osten nach Westen die Erdenge durchschneidet und die Scheide zwischen Rügen und Mönchguth macht. Man nennt ihn den Mönchgraben, und er soll, als dieses Land noch dem Kloster Eldena gehörte, auf Befehl eines dortigen Abtes als Scheide zwischen Mönchguth und Rügen aufgeführt

worden seyn. Wahrscheinlicher hat er aber schon früher existirt. Jetzt ist er größtentheils mit Holz bewachsen, gegen Osten verliert er sich in Wiesen.

Daß diese Halbinsel ehedem Reddewitz oder Reddewisch (wie noch jetzt ein Dorf daselbst) hieß, und nur erst, seit solche an das Kloster Eldena bei Greifswald (im Jahre 1295) verkauft ward, den Namen Mönchguth erhielt, den es auch noch jetzt führt, ist bekannt. Zur Zeit der Reformation ward es wieder zum Domanio gezogen, ist aber seit dem 30jährigen Kriege immerfort verpfändet gewesen und wird noch jetzt von einer Pfandherrschaft bewohnt.

Die Tradition behauptet, daß Mönchguth sich ehedem so weit nach der Pommerischen Küste verbreitet habe, daß zwischen derselben nur ein kleiner Wasserlauf befindlich gewesen wäre. Dergleichen Sagen von einer weitern Ausdehnung der Insel Rügen hat man noch an mehreren Stellen.

Der erste Eintritt in dieses Ländchen ist durchaus nicht geeignet, uns eine erfreuliche

Idee von demselben zu geben. Elende sandige Kornfelder, die zu dem kleinen Dörfchen Babe, das uns zuerst mit der Bauart Mönchguthischer Bauerhütten bekannt macht, gehören; eine große, nur mit Heidekraut bewachsene Ebene, geben der Gegend ein ödes armseliges Ansehen. Wir nahen uns indessen dem Hochlande, und fahren durch eine kleine Hölzung einen ziemlich hohen und steilen Berg hinan. Diesen Weg nennt man hier den „dummen Stieg." In der That ist dieser Weg auch, wie nicht zu leugnen, ein bischen dumm, besonders für den Herunterfahrenden, da er so impertinent steil (viel steiler, als die Prora) ist, und dazu eine Krümmung macht; indessen hat die Auffahrt keine Gefahr, und wer ihn nicht fahren mag, der gehe ihn hinauf. Man würde eine wunderliebliche Aussicht verlieren, wenn man den bequemern um den Berg herumführenden Weg — den man auf der Rückreise nehmen wird — wählte. Angekommen nun auf der Spitze des dummen Stiegs liegt das ganze Land mit allen seinen Höfen und Dörfern, mit seinen Innwieken und

Vorgebirgen, mit seinen wogenden Saaten, ringsum von der See umarmt, lachend und wie auf einer Charte gezeichnet, vor uns.

Links sieht man die einige Meilen entfernte Greifswaldische Oie.

Der erste Ort, den wir jetzt auf unserer weitern Fahrt antreffen, ist der von der Pfandherrschaft dieses Ländchens bewohnte Hof Philippshagen. Daß wahrscheinlich hier schon der Sitz der Mönchischen Verwaltung gewesen sei, scheint daraus hervorzugehen, daß die Mauern der auf dem Hofe stehenden Scheunen ringsum sehr dick aus Feldsteinen und gebrannten Steinen aufgeführt und überhaupt alterthümlicher Bauart sind, statt daß das Wohnhaus nur im Fachwerk gemauert ist.

Daß ehedem und noch vor zwei Jahrhunderten der Wachholder, der jetzt nur bei uns als Strauch am Boden kriecht, auch hier, wie noch in Schwedens Wäldern, gleich der Fichte zum hohen starken Baum erwuchs, ergiebt sich daraus, daß die sogenannten Klehmstaken (die die innern Wände bilden und mit Lehm gedichtet werden) in diesem Wohnhause vom

Fußboden bis zur Decke, also auf eine Höhe von fünf bis sechs Ellen aus Wachholderstämmen bestehen.

Das Haus ward im ersten Viertheil des siebenzehnten Jahrhunderts von dem damaligen fürstlichen Rentmeister Scheele erbauet und nach dem damaligen Herzoge von Pommern, Wolgastischer Linie — Philipp Julius — Philippshagen genannt.

Durch diesen Bau und durch den Aufbau einer zweiten Domaine, die er Agnesen-Hof nannte (jetzt Udars) begründete der Rentmeister Scheele das Glück seiner Nachkommen bis auf jetzige Zeiten. Er hatte nämlich bei diesen Bauten 30,000 Gulden aus eigenem Vermögen aufgewandt. Der Herzog, der vielleicht außer Stande war, diese Summe baar zu erstatten, allenfalls auch seinen thätigen Rentmeister belohnen wollte, verlieh ihm für sich und seine männlichen Nachkommen die Domainen Neclade und Güterzow mit den dazu gehörigen Dörfern, nebst der Hütungsgerechtigkeit in einer sehr großen Heide, um sich aus deren Besitz wegen der auf-

gewandten Summe bezahlt zu machen. Die männlichen Nachkommen dieses Scheele sind nun freilich schon vorlängst ausgestorben, aber die weibliche Descendenz besitzt demungeachtet diese Güter.

Gleich neben dem Hofe fängt das Dorf Middelhagen an, in welchem eine der beiden auf Mönchguth befindlichen Kirchen liegt, und das unter allen Mönchguthschen Dörfern das wohlgebauteste ist. — Der hinter dem Hofe des hiesigen Krügers Piesch befindliche Garten ist seit nur etwa 20 Jahren der Inwieke (in Rügen überall Wedde genannt) durch eine ganz einfache Vorrichtung abgewonnen worden. Der Mann umzäunte nämlich ein kleines Stück der Wedde mit einem, mit Seegras gedichteten, losen Zaun, den jede ankommende Welle hob. Wenn nun bei hohem Wasser und stürmischer Witterung die Wellen gegen diesen Zaun stießen, so hob sich der Zaun, und der Sand, den die Welle fortrollte, schob sich unter dem Zaune durch, die Welle aber brach der Zaun, und sie konnte den Sand nicht wieder fortnehmen. So häufte sich nach

und nach der Sand an, und so wie der umzäunte Theil genugsam erhöhet war, ward wiederum ein Stück der Inwieck eingezäunt, und so fort, bis der jetzige ziemlich große Garten dem Wasser entzogen war. Das vortreffliche Gemüse, was jetzt in diesem Garten gezogen wird, läßt wünschen, daß mehrere Anwohner solcher Wedden diesem Beispiele folgen mögten.

Jenseits des Dorfes Lobbe, wohin wir durch die eben erwähnte Wedde gelangen, breitet sich eine niedrige Weide bis nach Groß-Zicker und Thießow aus, die im Winter größtentheils von dem von beiden Seiten anstoßenden Seewasser überschwemmt ist, wodurch denn der Boden von dem salzigen Wasser so durchzogen und befruchtet wird, daß diese Weide vom Frühjahr bis zum Sommer den gedeihlichsten trefflichsten Graswuchs hat; nach Johannis, wann die Sommerhitze eintritt, dörrt aber das Gras auch so ganz weg, daß solches wie verbrannt aussieht und nur wenigem Vieh einen kärglichen Unterhalt gewährt.

Wir fahren nach dem Vorgebirge Thießow, an dessen Fuß das Dorf gleiches Na-

mens liegt. Von dieser waldigten Höhe haben wir eine weite Aussicht auf die See, und westlich erblicken wir die Ufer von Crampas und Saßnitz auf Jasmund.

Die zweite Kirche auf Mönchguth und eigentlich wohl die Mutterkirche, da der Sitz des Predigers hier ist, befindet sich im Dorfe Groß-Zicker, wohin wir jetzt uns wenden. Dies Dorf, eins der größten auf Mönchguth, liegt am Fuß einer Reihe sandiger nackter Hügel, von deren äußersten Spitze, dem sogenannten Groß-Zickerschen Höft, eine recht nette Aussicht auf die Pommerische und Usedomsche Küste ist.

Zwischen diesem Dorfe und dem Dorfe Klein-Zicker macht die See einen tiefen Busen, in welchem oft Schiffe, die wegen des Eises nicht mehr nach einem der Pommerischen Häfen gelangen können, Winterlager nehmen, und darin durch die umherstehenden, in die See sich erstreckenden Berge sicher liegen.

Der vormalige König, Gustav IV. Adolph, von Schweden wollte hier im

Jahre 1806 einen Hafen anlegen und dabei ein Städtchen erbauen, das nach ihm Gustavia heißen sollte. Die Kosten-Anschläge waren angefertiget, die nöthigen Vermessungen und Nivellirungen durch Ingenieure beschafft und schon waren einige hundert Arbeiter bei der Ausführung beschäftigt, als die Invasion der Franzosen die Fortsetzung hinderte.

Ob dieser Platz zu einem Hafen glücklich gewählt war, oder nicht, kann der Erzähler nicht beurtheilen, glaubt es aber, weil die Schwedischen Ingenieure wohl Leute sind, die ihr Fach verstehen und sich wohl nicht zur Unterstützung eines solchen Planes — wenn er nicht taugte — hergegeben und sich somit compromittirt haben würden. — Dem sei aber, wie ihm wolle, so sieht man doch daraus, daß der König Gustav sich mit Plänen für das Wohl des Landes ernstlich beschäftigte, und das ist doch wahrhaftig mehr, als man von manchem andern sagen kann. Und vorausgesetzt, daß dieser Platz zu dem Zwecke tauglich wäre, so war die Idee anscheinend gar nicht so unglücklich, denn es ist kein Ha-

fen in Pommern, der so unmittelbar an der See liegt, und der Tiefe genug hätte, allenfalls auch Kriegsfahrzeuge aufzunehmen (und darum war es dem Könige vielleicht am meisten zu thun, denn im Jahre 1805 mußte die Schwedische und Russische Flotte, die Truppen ausgesetzt hatte, mehrere Wochen auf der offenen Rhede vor Mönchguth, jedem Sturme ausgesetzt, liegen) und so hätte hier vielleicht ein durch Handlung blühendes Oertchen entstehen mögen.

Wenn wir nun noch auf der Rückreise über die erst erwähnte Heide das Dorf Göhren und dessen waldigte Höhen besucht haben; so haben wir auch so ziemlich Alles gesehen, was die Natur uns auf Mönchguth Sehenswürdiges darbietet. Bei diesem Dorfe, nahe am Ufer, hatten die Rheinbündner im Sommer 1812 ein Lager bezogen, das sie sich durch kleine Anlagen am Ufer recht nett ausgeschmückt hatten.

Die waldigten Höhen, die sich vor diesem Dorfe erheben, und unter denen eine besonders hervorragt, geben dieser Gegend einigen Reiz.

Gleich hinter dem Dorfe liegt ostwärts das den Seefahrern als Merkmahl des Landes so bekannte Vorgebirge Peerd (Pferd), so genannt, weil solches, weit aus der See gesehen, Aehnlichkeit mit einem Pferde haben soll.

Das Merkwürdigste dieses Ländchens ist indessen unstreitig der Bewohner selbst, und wir müssen ihn doch an Sprache, Gebräuchen und Kleidung ein wenig näher kennen lernen.

Die Mönchguther sind gewöhnlich von mehr, als mittlerer Größe, stark und fest gebauet, weniger fleischigt als muskelhaft und stark von Knochen. In seiner Jugend blühet die Farbe der Gesundheit auf seinem Gesichte. In spätern Jahren treten, vermuthlich durch die anstrengende Arbeit beim Fischen, stark markirte Züge im Gesicht hervor. Die Mönchgutherinnen sind nur mittlerer Größe, mehr gedrungen als schlank gewachsen, und obgleich es unter den jungen Mädchen, wiewohl selten, recht niedliche Gesichter giebt, so verblühen sie doch bald, und in der Regel ist das männliche Geschlecht an Wuchs und Gestalt hübscher, als das weibliche. Auge und Haar ist bei beiden

Geschlechtern gewöhnlich dunkel. Die Physiognomie drückt Gutmüthigkeit, bei dem männlichen Geschlecht Charakter=Festigkeit und etwas Phlegma aus, das Auge ist selten lebhaft.

Beiläufig muß ich hier doch noch zur Ehre der Mönchguthschen Schönen bemerken, daß das Bild, was Hr. Eberhard in seiner Salina von einem Mönchguthschen Mädchen liefert, in Hinsicht der Figur — nicht in Absicht der Kleidung, (und die sollte hier auch wohl nur die Hauptsache seyn) mir etwas verzeichnet scheint. So wie aus dem Teige gewälzt, so kurzhalsigt, so unbeholfen, mit so einem Gesichte und Händen zum Zerspringen, hat wenigstens der Verfasser nie ein junges Mönchguthsches Mädchen, so viel er deren auch zu sehen Gelegenheit gehabt, gesehen. Freilich ist die Kleidung entstellend, aber doch nicht in dem Grade, wie die Figur zeigt.

Die Sprache der Mönchguther ist plattdeutsch; aber dadurch, daß sie die Worte fremdartig betonen, sehr breit, z. B. au statt o aussprechen, — daß sie die Wörter dehnen und aus einsilbigen — zweisilbige, und aus zweisilbi=

silbigen — dreisilbige machen, durch Zwischenschieben eines i oder e, daß sie einige Zeitwörter anders verändern, z. E. „ick hebbe g'buukt" (ich habe gebauet) — und durch eine Menge eigenthümlicher Wörter wird ihr Jargon, besonders wenn sie geschwinde und untereinander reden (sprechen sie mit Fremden, so nehmen sie sich möglichst zusammen, keine unverständlichen Worte einzumischen), so unverständlich, daß kein Fremder, wenn er auch der plattdeutschen Sprache kundig ist, sie zu verstehen im Stande ist. Das Dehnen der Wörter ist indessen nicht mehr, als im Sächsischen und Magdeburgischen von der geringeren Volksklasse auch geschieht, dort sagt man auch z. E. Erbesen, Millich, Mönnich — so der Mönchguther: Erweten, Melleck, Mönnichzaud (Mönchguth).

Einige Wörter scheinen aus der Schwedischen Sprache aufgenommen, wenigstens lauten sie fast eben so, z. B. de Dronning — Schwedisch Drotning, die Königin. De Könning — Schwedisch Konung, der König.

Auch durch manche ihnen ganz eigen-

thümliche Gebräuche zeichnet sich dieses Völkchen aus.

Kein Mönchguther kann seinen Namen schreiben, und wenn es auch ja Einer oder der Andere so weit in der Schreibekunst gebracht, so thun sie es doch nicht. Statt dessen aber hat jeder Hausvater ein selbst gewähltes Zeichen, das sie Hauszeichen nennen, jedes ist von dem des Andern verschieden, Jeder kennt das Hauszeichen des Andern; dies Hauszeichen unterzeichnen sie statt ihres Namens, und Verträge mit solchen Hauszeichen bezeichnet, werden eben so bindend gehalten, als wären sie mit Namens-Unterschrift und Siegel versehen. Nie hat noch ein Mönchguther sein Hauszeichen verleugnet, auch würde er dessen bald von allen Uebrigen überführt werden, und allgemeine Verachtung würde sein Lohn seyn, denn das Hauszeichen steht bei ihnen in besonderer Achtung und darf nicht entweihet oder gemißbraucht werden.

Das sogenannte Jagen der Mönchguthschen Mädchen und Wittwen, dessen schon in mehreren Schriften über Rügen erwähnt worden,

ist ein zweiter von der gewöhnlichen Sitte abweichender Gebrauch, allein auch nur bloß in solchen Fällen üblich, wenn einem Mädchen oder einer Wittwe eine Wirthschaft durch einen Sterbefall angeerbt ist. In solchem Falle darf die Wittwe oder das Mädchen sich selbst einen Bräutigam wählen, und ihm den ersten Antrag machen. Dies nennt man Jagen, wiewohl die Mönchguther selbst sich dieses Ausdrucks nicht bedienen und ihn auch nicht gern von andern hören. „Se stellt na em uth" (sie stellt nach ihm aus) ist die eigentliche dort gebräuchliche Redensart. Gewöhnlich aber ist durch die Herrschaft oder durch Verwandte des Frauenzimmers, denen sie ihres Herzens Wünsche entdeckt hat, Alles zuvor schon so eingeleitet, daß sie nicht leicht vergeblich ausstellt. Geschieht dies aber unerwartet doch, so hat dies weiter nichts zu bedeuten, als daß sie aufs neue jagt. In der That ist es doch in den Fällen, in welchen das Jagen auch nur hier Statt hat, ein sehr vernünftiger Gebrauch, daß ein Mädchen oder eine Wittwe, die eine Wirthschaft, ein Besitzthum hat, und nun noth-

wendig zur Aufrechthaltung derselben männlichen Beistandes bedarf, ihres Herzens Wünsche ungescheuet und ohne irgend einen Nachtheil für ihren guten Ruf besorgen zu dürfen, verlautbaren darf, und nicht allererst warten muß, bis sich ein Anderer, vielleicht nicht gern Gesehener, findet, dem sie sich aus Abneigung versagen, und also ihre Wirthschaft zu ihrem Nachtheil länger ohne männliche Aufsicht lassen muß.

Junge Mädchen stellen selten vergeblich aus, da sie sich nur den wählen, dem sie geneigt und von dessen Zuneigung sie schon überzeugt sind. Der Gewählte zieht dann freilich baldmöglichst in die Wirthschaft ein; daß aber derselbe schon gleich, nachdem er den Antrag angenommen, in derselben Nacht bei seiner Braut einzöge und von seinen Rechten Gebrauch mache, wie man erzählt hat, gehört wenigstens nicht zur Regel.

Dieser Sitte mag es denn auch wohl zuzuschreiben seyn, daß die Eheleute auf Mönchguth sehr einig und verträglich mit einander leben. Nie hat man von Ehescheidungen oder

nur von Beschwerden über ungebührliche Behandlung des einen oder des andern Theils gehört. Ueberhaupt lebt dies Völkchen unter sich ziemlich friedfertig.

Der Hochzeit-Gebräuche erwähne ich nicht, da solche eben nicht viel Interessantes und Eigenthümliches haben, ihrer auch schon in andern Werken, z. B. in den neuen Darstellungen von der Insel Rügen des Herrn Grümbke ausführlich erwähnt worden, und den Leser eine weitläuftige Erzählung ermüden mögte. Nachträglich mag vielleicht noch etwas davon angeführt werden.

Dagegen wird die Erzählung eines andern sonderbaren Gebrauchs, der diesem Völkchen wohl nur allein angehört und der an den Kriegstanz der wilden Nordamerikanischen Völkerschaften erinnert, dem Leser wohl gewiß Vergnügen machen. Die hiesigen Einwohner nähren sich nämlich hauptsächlich vom Fischfange, besonders vom Heringsfang. Nicht selten aber bricht ein Seehund (plattdeutsch Sahlhund) in ihre Netze und verzehrt die gefangenen Fische. Geschieht dies, so rudern diejeni-

gen, die diesen Raub zuerst bemerken, sofort ans Land und rufen die männlichen Mitbewohner des Dorfs zum Kampf gegen ihren Feind auf. Alles eilt nun mit Schießgewehr und andern Waffen nach dem Strande. Ehe sie aber zum Angriff abrudern, tanzen sie am Strande, sich einander die Hände fassend, im Kreise herum und singen dabei nach der in der musikalischen Beilage Nr. 1. befindlichen Melodie:

Hahl mi den Sahlhund ut'n Stranne to Lanne!
He hett mi all' de Fisch upfråten;
het mi't ganze Nett terråten,
hahl mi den Sahlhund ut'n Stranne to Lanne!

Wenn sie den Tanz unter steter Wiederholung dieses Liedes beendiget haben, so eilen sie zu ihren Böten, um ihren Feind aufzusuchen und anzugreifen.

Nun auch noch etwas über die ausgezeichnete Tracht der Mönchguther. Die der Männer ist weniger auffallend, und die Ummanzer und Hiddenseer kleiden sich fast eben so. Ihre Kleidung besteht in einer schwarzen,

oder blau und weiß gestreiften kurzen Jacke, von eigengemachtem Zeuge, mit Knöpfen von schwarzem Horn oder Kokosschaale. Ueber den Beinkleidern tragen sie sehr weite Hosen von weißem Leinen, vorne mit zwei neben einander stehenden braunen Knöpfen befestigt, hiebei gewöhnlich Schuhe mit Bändern, und schwarze oder braune wollene Strümpfe. Ein Huth mit großer Krämpe, unaufgeschlagen und mit einem Bande umbunden, vollendet den Anzug.

Ausgezeichneter aber ist die Tracht der Mönchguthschen Frauenzimmer. Schwarz ist auch bei ihnen die herrschende Farbe. Eine hohe, nach oben sich zuspitzende, dick mit Wolle ausgefutterte Mütze von schwarzem Zeuge ist das sicherste Zeichen einer Mönchgutherin, und zugleich durch eine kleine Verzierung ein Unterscheidungsmerkmahl zwischen Verheiratheten und Unverheiratheten. Erstere nämlich tragen ein breites schwarzes seidenes, an der Mütze befestigtes und über die Spitze derselben hinlaufendes Band, das keine Unverheirathete tragen darf. Unter dieser Hülle wird noch ein kleines weiß leinenes Mützchen getragen, das etwas

unter der obern Kopfbedeckung hervorragt. Ferner ist eine Mönchgutherin angethan mit einem schwarzen Kamisol oder Jope von selbstgemachtem Zeuge, das vorne nicht dicht zugehäkelt ist, sondern noch das darunter befindliche Mieder, das von anderer Farbe, entweder roth oder bunt, mit blauem oder grünem Bande besetzt und mit schmalem Bande im Zickzack zugeschnürt ist, etwas hervorscheinen läßt. Eine Menge faltenreicher Röcke, deren oberster von gleicher Farbe, wie die Jope, ist — rothe oder blaue Strümpfe — bei Trauer auch schwarze — dicke unförmliche Schuhe mit hohen Absätzen und mit ledernen Riemen über dem Fuß zugebunden, machen den gewöhnlichen Anzug einer Mönchgutherin. Hals und Brust sind mit einem Tuche, der unter der Jope befestigt ist, bedeckt. Die Röcke werden natürlich über dem Mieder befestiget, und damit nun diese mehr vom Leibe abstehen, und wohl auch, um das Tragen so vieler schwerer Röcke sich zu erleichtern, wird über dem Mieder noch ein dicker mit Heede ausgestopfter

Wulst von Leinwand rund um den Leib getragen, auf welchem die Röcke hängen.

Die jungen Mädchen wissen auch hier dieser unförmlichen und entstellenden Tracht, ohne derselben etwas von ihren Eigenthümlichkeiten zu entziehen — denn das gestattet die Sitte durchaus nicht — doch durch kleine Verzierungen und Abweichungen etwas Gefälligeres zu geben, besonders bezeichnet das bräutliche Mädchen durch eine blaue Schürze, mit blauem Bande zugebunden, daß Amor bereits siegend in ihr Herz eingezogen sei.

Die festliche Kleidung ist zwar an Farbe, Zeug und Zuschnitt die gewöhnliche, allein doch durch manche kleine Verzierung gehoben. So ist jede Sonntagsmütze mit einer breiten schwarzseidenen Schleife, die bis auf den Rücken herabhängt, geziert. Das Mieder oder der Brustlatz ist bei festlichen Gelegenheiten von rothem seidenen Zeuge, mit breiten Spitzen von Gold oder Silber besetzt. Bräute tragen am Hochzeitstage einen ganz ausgezeichneten, bloß für diese Feierlichkeit gebräuchlichen Latz, der, bunt

und glänzend, vor der Brust und über dem Kamisol getragen und an den vier Ecken befestiget ist. Das bunte Halstuch liegt unter einem andern weißen und dichten, gestreiften Tuche, muß aber doch am Halse ein wenig sichtbar seyn.

Ueber die Röcke wird dann noch eine weiße Schürze gebunden, und dann bei recht feierlichen Gelegenheiten, wie bei Hochzeiten und Abendmahlsfeier, zur Vollendung des höchsten Putzes noch ein kleines viel gefaltetes schwarzes Mäntelchen, mit schwarzen Atlasbändern mehrere Male besetzt, ohne Aermel und nur den Rücken herabhängend.

Auch die Bezeichnung tiefer Trauer der Wittwen und Mädchen ist hier eigenthümlich, nämlich ein weißes über die Mütze gezogenes und im Nacken mit vielen Falten zusammengestecktes Tuch, dessen zwei Enden, im Kreuz mit schwarzer Seide benähet, fächerförmig auf den Rücken herabhängen, bezeichnet die tiefste Trauer. Selbst durch den Sitz, den eine Wittwe in der Kirche einnimmt, unterscheidet sie sich als Leidtragende, indem sie während

des Trauerjahrs auf einem niedrigen Schemel sitzt, welcher queer gegen die Bank steht, auf welcher sie sonst zu sitzen pflegte *).

Ist nun diese vorbeschriebene Tracht allerdings freilich etwas entstellend, so giebt sie den Mönchgutherinnen doch so ein gewisses Ansehen von Tüchtigkeit, daß ihnen recht wohl ansteht, — und da sie sich überall sehr reinlich halten, so ist ein junges hübsches Mönchguthsches Mädchen in ihrer gewöhnlichen Tracht, mit einer weißen Schürze angethan, mit der Farbe der Gesundheit auf ihren Wangen und ihrem schüchtern zur Erde gesenkten Auge, gar kein übler Anblick.

Diese Kleidung nun, diese Gewohnheiten, die gewiß schon seit mehreren Jahrhunderten von Familie zu Familie forterbten, sind nun auch durch die Länge der Zeit so geheiligt, daß alle Veränderungen, welche die Mode in den

*) Der Verfasser hat bei Beschreibung der festlichen Kleidung der Mönchgutherinnen und deren Trauerkleidung die Erzählung des Hrn. Grümbke in seinem vorerwähnten Werke mitbenutzt.

Kleidertrachten der Frauen anderer Gegenden so häufig hervorbringt, an dieser starren Beharrlichkeit und Anhänglichkeit an altväterlichen Sitten scheitern, und wohl keine Mönchgutherin, die in ihrer Heimath zu bleiben und einen ihrer Stammesgenossen zu heirathen wünscht (und selten nur heirathet eine Mönchgutherin einen Ausländer) dürfte es wagen, freventlich sich über diese Sitte hinauszusetzen und sich den übrigen Rüganerinnen gleich kleiden zu wollen.

Nicht nur aber halten die Mönchguthschen Frauen sich selbst tüchtig und reinlich in Bekleidung; sondern sie sorgen auch dafür, daß ihre Männer, Kinder und Angehörige stets in heilen und reinlichen Kleidern einhergehen. — Nie wird ein Mönchguther durch zerrissene oder von Schmutz starrende Kleidung das Auge des Vorübergehenden beleidigen, wie leider in Rügen, selbst bei Leuten, die nicht gerade der höchste Mangel und Hülflosigkeit dazu bringt, wohl geschieht. Selbst Greise und alte Frauen, die nicht mehr für sich selbst sorgen, die nicht aus dem Hause kommen, kaum von ihrem

Großvaterstuhl aufstehen können, werden mit sorgsamer Liebe von den Ihrigen, und wenn sie keine Angehörige haben, von der Wohlthätigkeit Aller, anständig in Kleidung unterhalten, und vor dem drückendsten Elend der Armuth und Hülflosigkeit, vor Unreinlichkeit, bewahrt.

Ein schöner Zug der Wohlthätigkeit und des Gemeinsinnes der Bewohner Mönchguths ist es denn auch, daß man nie einen gebornen Mönchguther, dem öffentlichen Mitleiden überlassen, bettelnd antreffen, oder öffentliche Armenfonds in Anspruch nehmen sehen wird. Jeden, der, es sei Alters, oder Kränklichkeits, oder Unglücksfälle wegen, nicht weiter im Stande ist, sich seinen Unterhalt selbst zu erwerben, versorgen die übrigen Stammgenossen ganz für sich, nach eigenen Einrichtungen, ohne daß es je dazu allererst einer Aufforderung von Seiten der Herrschaft oder der Polizei-Behörde bedürfte.

Wes Stammes nun dieses Völkchen, das an Sprache, Kleidung und Sitte sich so sehr von den übrigen Bewohnern Rügens unter-

scheidet, ist, mögte wohl schwerlich auszumachen seyn. Die Tracht scheint, wie der Verfasser sich zu erinnern glaubt, mit der der Halloren-Weiber in Halle Aehnlichkeit zu haben, welches, wenn ich nicht irre, auch Herr Eberhardt im 6ten Hefte der Salina von 1812 ebenfalls bemerkt hat.

Sind sie also Reste der alten Wenden oder deutsche Eingewanderte, von den Mönchen zu Eldena hieher versetzt, oder sind es gar noch Reste der uralten deutschen Einwohner Rügens? Von alle dem giebt Niemand Kunde.

Der tief eingewurzelte, uralte, vorhin schon erwähnte Volkshaß, der ehemals zwischen den Mönchguthern und Putbussern bestand, der so oft in blutigen Fehden zwischen beiden Völkerschaften sich äußerte, scheint denn doch anzudeuten, daß beide nicht Einem Stamme entsprossen sind. Die Waffen, deren sich beide Theile bei ihren Fehden bedienten, sollen die Veranlassung zu Schimpfnamen, die sich beide Theile gaben, und die man vor Jahren noch zuweilen hörte, nämlich: „Pooken und Kollen" gegeben haben. Die Mönchgu-

ther sollen sich in ihren Fehden mit den Putbussern (wie einige behaupten) langer scharfer Messer, nach andern aber, vorne mit Eisen beschlagener Lanzen bedient und damit auf ihren Feind gestoßen (gepöket *) haben; die Putbusser aber Kolben als Waffe geführt haben sollen; daher die Mönchguther denn die Putbusser „Kollen" — diese aber jene „Pooken" nannten. Aus dieser Sage der einfachen Waffe, deren sich diese Völkerschaften in ihren Fehden gegen einander bedienten, wird man veranlaßt, auf ein sehr hohes Alter dieses wechselseitigen Hasses zu schließen, der bis auf die neuesten Zeiten fortgedauert, und jetzt erst seit etwa 30 Jahren gänzlich erloschen zu seyn scheint.

Daß es diesem Völkchen nicht an industriösem Fleiße fehle, davon zeugt nicht nur, daß sie sich alle ihre Kleidungsstücke selbst ver-

*) Pöken, peken nennt man noch im Plattdeutschen, sich mit einem an der Spitze mit Eisen beschlagenen langen Stock, auf einem Schlitten stehend, auf dem Eise fortschieben.

fertigen; sondern auch Mönchguther waren es, die wohl so zuerst die Heeringssalzereien in Aufnahme brachten und ins Große zu treiben anfingen, und damit, besonders während die Insel von den Franzosen occupirt war, mithin von Schweden kein Heering eingeführt werden konnte, bedeutende Geschäfte mit großem Gewinn machten.

Nur erst seit einigen Jahren hat man die Entdeckung gemacht, daß sich auch die Sardelle, die man sonst nur im Finnischen und Bothnischen Meerbusen oder im Ladoga-See einheimisch glaubte, hier mit den Heeringen fängt, und man weiß solche auch jetzt hier so zu bereiten, wie man sie sonst aus dem höheren Norden bezog. —

Rückreise nach Bergen.

Wir verlassen jetzt Mönchguth und kehren noch einmal nach Bergen zurück, theils,

um noch einige bisher noch nicht gesehene Merkwürdigkeiten, die wohl allenfalls dreist sich mit alle dem, was wir bisher in dieser Art Schönes gesehen haben, messen können, und daher wohl die Beachtung des Reisenden verdienen, kennen zu lernen; theils um von hieraus auch noch die westliche Seite Rügens, die uns bisher noch völlig unbekannt blieb, und die, wenn auch nicht in dem Grade, wie die östliche und nordöstliche, doch des Interessanten mancherlei enthält, zu besuchen.

Nur allererst jenseits des Dorfes Zirkow kommen wir in bisher noch nicht gekannte Gegenden; die aber vor der Hand uns auch noch nichts Interessantes sehen lassen. Bei dem Hofe Silvitz aber, hart an der Landstraße nach Bergen, liegt auf einer kleinen Anhöhe eines der imposantesten Steinbetten Rügens — hier der „Steinhof" genannt.

Fünf gewaltige Felsblöcke von grauer Farbe schließen das Grabmahl in länglichter Figur ein, und bilden eine Höhlung, über welcher zwei mächtige Decksteine von halbrunder Gestalt von Osten nach Westen liegen. Dies

Denkmahl liegt hoch, wird also in so weiter Ferne gesehen, es ist das Einzige in weiter Umgegend und so imposant in seinem Bau — doch ist jede Sage von diesem Denkmahle verhallt.

Nachdem wir nun noch etwa eine Viertelstunde gefahren und schon in den näheren Umgebungen Bergens angekommen sind, schon den alten Rugard wiederum in mäßiger Ferne erblicken, kommen wir der (früher schon erwähnten) Tuchfabrik etwa gegenüber auf die Spitze einer Anhöhe — der „Lehmberg" genannt — hier steigen wir vom Wagen, um uns nordwestlich einer der schönsten Ansichten, wohl werth des Pinsels eines Meisters, zu erfreuen. Wir erblicken einen Theil des Binnenwassers zwischen Rügen und Jasmund, und hier nun schiebt sich Pulitz, Thießow und Jasmund so malerisch in einander, daß, besonders im Sonnenlichte eines heitern Frühmorgens gesehen, dadurch, wenigstens nach dem Gefühle des Erzählers, eine der lieblichsten Aussichten Rügens gebildet wird. Wer nicht von Bergen nach Mönchguth, oder umge-

kehrt reiset, der würde, eine eigene Excursion von Bergen nach dieser Stelle und dem Steinbette bei Silvitz gemacht zu haben, wohl nicht bereuen.

In dem Bezirk, den wir von diesem Standpunkt übersehen, liegt noch — uns jedoch unbemerkbar — ein kleines Inselchen zwischen Buschvitz und Pulitz, unbewohnt und nur zur Viehweide benutzt, das den sonderbaren Namen: „All Ruyn" oder „Oll Ruyn" (All oder Alt Rügen) führt. Wie dieser Name entstanden, davon weiß man nichts Gewisses. Eine, wiewohl nicht sehr wahrscheinliche Sage, die der Verfasser einmal gehört, erzählt über den Ursprung dieses Namens: Es sei einmal ein Rügenscher Fürst bei Nacht und Nebel von einer Wasserfahrt nach Hause gekommen, und da man in der Dunkelheit die Bahn verloren, sei man an das Inselchen gekommen, und der Fürst, der es schon für das feste Land gehalten, habe gerufen: „Do is jo all Ruyn" (da ist ja schon Rügen) davon habe denn dies Inselchen den Namen „All Ruyn" erhalten.

Reise von Bergen nach Gingst und Ummanz.

Um Rügen nach allen Richtungen kennen zu lernen, wandern wir jetzt einer, wegen der Fruchtbarkeit des Bodens berühmten, und daher auch mit stattlichen Höfen gezierten Gegend, nämlich dem Gingster Kirchsprengel zu. Des ersten Dorfes jenseits Bergen, durch das wir auf dieser Fahrt kommen, Gademow, erwähne ich nur deshalb, um ein Beispiel aufopfernder Mutterliebe, das sich vor mehreren Jahren in diesem Dorfe zutrug, zu erzählen; zwar nur von einem Thiere. Da man denn doch aber jetzt, zur Ehre unsers Zeitalters, anfängt, die Thiere nicht mehr für willenlose, bloß vom Instinct geleitete Geschöpfe, sondern für vernunftbegabte und beseelte Wesen zu halten; so mögte dieser kleine Beitrag zur Thierseelenkunde vielleicht nicht mißfallen. Ein ehemaliger Besitzer einer der hiesigen Bauerhöfe, der zugleich die Post von

Bergen nach Stralsund fuhr, hatte eine Hündin, die ihn stets auf seinen Reisen begleitete, und dann, während der Postfahrer seiner Geschäfte halber in Stralsund war, bei den Pferden im Stalle blieb. Auf einer dieser Reisen wirft die Hündin auf der Alten-Fähre vier Junge. Der Postfahrer kehrt aus Stralsund zurück, und muß nun wieder nach Bergen. Die Hündin will gerne mit, läuft noch eine Zeitlang bei dem Wagen her, allein, sie kann ihre Jungen nicht verlassen, und bleibt also zurück. Allein auch hier in einem fremden Hause kann sie mit ihren Jungen nicht bleiben, da diese keinen Schutz, sie keine Nahrung haben würde, und so trägt sie in Einer Nacht alle ihre Jungen von der Alten-Fähre nach Gademow (die auch bei Benutzung aller Richtsteige und der geradesten Richtung doch wenigstens 2½ Meile von einander entfernt sind) und wird am Morgen todt neben ihren Jungen gefunden. Da man nun doch wohl annehmen kann, daß das Thier nicht mehr als Ein Junges auf einmal tragen können, so ist die Hündin, um ihre Jungen in Sicherheit zu

bringen, in einer Nacht an 17 bis 18 Meilen gelaufen.

Jetzt schimmert uns schon im weißen Putze und mit seinen vielen Fenstern die Burg von Boldevitz entgegen, weiland der Sitz der Grafen Rotermund, einer, wenigstens hier im Lande, ausgestorbenen Familie, deren zierlich gearbeitete zinnerne Särge vor noch nicht langen Jahren sich in dem Familien-Begräbnisse zu Gingst befanden. Der letzte dieser Grafen Rotermund zu Boldevitz soll ein leidenschaftlicher Spieler gewesen seyn. Einst hat er eine Spielpartie bei sich arrangirt, und spielt unglücklich; er verliert sein Geld, seine Kostbarkeiten, seine Equipage, die Bijouterien seiner Frau. Als er nun gar nichts mehr zuzusetzen hat, giebt ihm die Gräfin ihre reichbesetzte Kagel (Zipfelmütze) und mit dieser gewinnt er nicht nur alles Verlorne wieder, sondern noch ansehnlich darüber. Die reichen Damen damaliger Zeit trugen als Kopfbedeckung mit goldenen Spitzen und Troddeln reich besetzte Mützen, deren Zipfel lang herunter hingen, die man daher Zipfelmützen oder Kageln

nannte. — Ach! mögten doch die Damen unserer Zeit — wird vielleicht mancher Ehemann wünschen — auch solche solide Kopfbedeckungen tragen, und eben so gefällig seyn, wie Gräfin Rotermund.

Späterhin gehörten die Boldevitzer Güter einem Regierungsrath von Olthof in Stralsund, der von einer seiner Gesandschaften — ich meine, an einem der Mecklenburgischen Höfe — den nachmals so berühmt gewordenen Landschaftsmaler Hackert hieher brachte, ihn freigebig unterstützte und sein Fortkommen begründete. — Hackert hielt sich häufig zu Boldevitz auf, und in einem Zimmer des Schlosses befinden sich noch an den Wänden Malereien auf Kalk von demselben, unter andern Stubbenkammer.

An der rechten Seite des Weges nach Gingst liegt auf der Boldevitzer Feldmarke eine Reihe alter Hügel, die aber jetzt nicht mehr von bedeutender Höhe, und zum Theil, wenn ich nicht irre, umgepflügt sind. Auf einem derselben hat der jetzige Besitzer von Boldevitz eine Anlage zum Vergnügen gemacht.

Wir sehen uns jetzt dem, der Freiherrlichen Familie von Krassow zuständigen Gute Pansewitz gegenüber. Die alterthümliche Bauart dieser recht angenehm belegenen Burg, mit den beiden an jeder Seite der Auffahrt befindlichen runden Thürmen lassen auf ein hohes Alterthum dieses Rittersitzes schließen, auch nennt. Micreel die Krassowen schon unter denen in Rügen angesessenen adlichen Familien.

Noch manche Höfe und Dörfer erblicken wir um uns, als Beweise der hohen Fruchtbarkeit des Bodens. Der Flecken Gingst selbst, in dem wir jetzt einkehren, enthält aber in seinem Aeußern nichts, was der Beachtung eines Reisenden empfohlen werden könnte, wenn man nicht etwa einen Stein, der auf dem Platze vor der Kirche, dem sogenannten Markt, zum Andenken eines auf dieser Stelle vor fast 200 Jahren an einem Gingster Prediger, von einem eingepfarrten Edelmann der Sage nach begangenen Mordes errichtet worden, dafür gelten lassen will.

Ehedem war Gingst ein Flecken, der

Markt-Gerechtigkeit hatte, verlor solche aber in Folge dieser an dem Prediger verübten Frevelthat. Nur seit wenigen Jahren ist dem Orte die Markt-Gerechtigkeit wieder verliehen worden.

Die Kirche ist durch den Betrieb des verstorbenen Präpositus Picht *) sehr gefällig eingerichtet und verziert. Eine Himmelfahrt Christi von dem ehemaligen Berliner Maler Bernhard Rode, das aber nicht zu den vorzüglichsten dieses sonst nicht unberühmten Meisters zu gehören scheint, ziert den Altar. Auch eine gute Orgel besitzt diese Kirche, deren Kosten zum Theil aus einem eigens zu

*) Der Präpositus Picht, ein für Beförderung alles Nützlichen, mit einem sehr regen Eifer beseelter, und daher oft verkannter Mann, war nicht nur ein vortrefflicher Kanzelredner, sondern auch ein mechanisches Genie, und hat zu seinem Vergnügen manche niedliche Kunstwerke verfertiget, wobei er denn seine Predigten disponirte! und erzählte, wie der Verfasser von ihm selbst gehört hat, diejenigen zu seinen gelungensten Vorträgen, die er, während er an einem solchen Kunstwerke arbeitete, entworfen hatte.

diesem Zwecke bestimmten Vermächtnisse eines ehemaligen Gingster Einwohners bestritten worden sind.

Durch kornreiche Felder, wo überall nahe und ferne wohlgebauete Höfe und große Dörfer unserm Blicke begegnen, kommen wir zur

Insel Ummanz,

die nur ein schmaler, jedoch tiefer Strom von Rügen scheidet.

Dieses kleine Inselchen, das nur einen Hof und wenige Dörfer, nebst einer Pfarre hat, ist flach und hat größtentheils sandigen und moorigen Boden. Flachsbau wird hier vorzüglich und mit gutem Erfolge betrieben, indem der Ummanzer Flachs für den besten auf Rügen gehalten wird. Die Natur hat hier also weniges, was den Reisenden zum Besuch dieser Insel einladen könnte. Nur der Mensch ist es auch hier wieder, der uns am meisten interessirt. Der Ummanzer ähnelt an Kleidung und Sprache sehr seinem Nachbar zu Hiddensee; allein er spricht doch wie-

der einen eigenen sehr breiten, etwas unangenehmen Dialect; so, daß man den Ummanzer nicht nur von den eigentlichen Rüganern an der Sprache leicht unterscheidet, sondern auch der Ummanzer vom Hiddenseer und Mönchguther an Aussprache, Betonung und eigenthümlichen Ausdrücken von den Kennern dieser Mundarten leicht unterschieden wird.

Bei gleicher Anhänglichkeit an ihre Heimath, wie die Hiddenseer, haben doch die Ummanzer manche eigenthümliche Gebräuche, und es scheint sogar eine Art von Nationalstolz unter ihnen zu herrschen. Sie nennen nämlich ihre Insel vorzugsweise: „dat Land" daher sich: „de Uplandschen" (die auf dem Lande wohnen) alle übrigen Menschen sind ihnen „de Vanlandschen" (die nicht auf dem Lande wohnen) und es wird mißfällig bemerkt, wenn ein geborner Uplander eine Vanlanderin heirathet. „He hett 'ne Vanlandsche friet" heißt es in einem spöttischen Tone. Auch ist der Fall, da ein Uplander eine Vanlanderin heirathet, um so seltener, da die Ehen hier gewöhnlich zwischen den bei-

derseitigen Eltern verabredet werden, ohne die Kinder um ihre Zustimmung zu fragen.

Dieser Act der elterlichen Gewalt über die Kinder hat vorzüglich dann statt, wenn zwei Familien, die beide mit Grundstücken angesessen sind, jede nur Eine Tochter und Einen Sohn haben, dann wird eine Wechsel-Heirath beiderseitiger Kinder unter den Eltern verabredet, um den Kindern den Besitz-Stand der Eltern zu sichern, wovon aber die Kinder nichts erfahren. Sollen nun die Kinder sich heirathen und wollen die Eltern ihre Wirthschaften denselben übergeben und sich zur Ruhe setzen, so kommen beiderseitige Eltern zusammen und bringen ihre Kinder mit. Die beiden Brautpaare müssen aber so lange draußen bleiben, bis die Verhandlungen zwischen den Eltern abgeschlossen sind. Die Eltern besprechen sich nun über die Aussteuer der Kinder, über die Bedingungen, unter welchen man den Kindern die Wirthschaft übergeben will, und über alles, was sonst zu verabreden nöthig scheint. Sind nun die Alten über alles unter sich einverstanden, so werden dann auch die

Kinder hereingerufen, und ihnen bekannt gemacht, daß sie einander heirathen sollen und was sonst in Hinsicht der Wirthschaft von den Eltern verabredet worden, und dann wird mit Schmausen und Tanzen die Nacht verbracht. Am folgenden Morgen gehen dann beiderseitige Eltern mit den Brautpaaren zum Prediger, um demselben das geschehene Verlöbniß anzuzeigen.

Selten nur tritt der Fall ein, daß solchen Verabredungen der Eltern von den Kindern widersprochen wird.

Uebrigens macht der wenige Verkehr, den sie mit den Vanlandschen haben, sie gegen Fremde etwas schüchtern und wortkarg.

Ehe wir nun diese kleine Insel verlassen, muß ich noch einer naturgeschichtlichen Merkwürdigkeit erwähnen, nämlich daß hier keine Ratten sind, und wenn auch einmal zufällig hier eine hergebracht wird, solche hier nicht ausdauern kann, sondern baldmöglichst wieder zu entkommen sucht. Diese durch mehrere Erfahrungen bestätigte Thatsache erklären die Einwohner aus einer eigenthümlichen Beschaffen-

heit der Erde ihrer Insel, und behaupten, daß besonders der Geruch der Erde Einer Gegend, die sie „Rotter=Ort" nennen, diesen Thieren so zuwider sei, daß, wo von dieser Erde als Witterung gelegt würde, sie sich augenblicklich entfernten.

Auch die Jagd auf Seevögel, deren sich am Strande von Ummanz, häufiger aber noch auf den kleinen neben Ummanz belegenen Inseln Voigtdey, Lieps und Oett, wovon letztere unbewohnt ist, um zu brüten, manche zum Theil seltnere Arten in großer Menge aufhalten, gewährt dem Jagdliebhaber und dem Ornithologen hier viel Vergnügen und reichliche Ausbeute. Besonders vergnüglich und ergiebig aber ist im Sommer hier die sogenannte Rude= oder Ruge= Erpel= und Gänsejagd. Wenn nämlich im Sommer nach geendigter Brütezeit, etwa um Johannis, die wilden Enten und Gänse gemausert haben (was man auf plattdeutsch „ruden oder rugen" nennt) und ihnen die Federn noch nicht wieder so weit gewachsen sind, um fliegen zu können, auch die Jungen noch nicht flügge

sind, dann sammeln sich in zahllosen Schaaren Alt und Jung in dem Kanal zwischen Rügen und Ummanz oder bei den kleinen vorgenannten Inseln. Nun beginnt die Jagd; die Jäger, in Böten mit Schießgewehren und großen Staken versehen, rudern nun dem Waidwerke entgegen, und suchen, wo möglich, die Vögel zu umgehen und so einzuschließen, daß sie solche nach einer Bucht am Lande hintreiben und immer enger und enger einschließen. Gelingt dies, so wird nun mit Schießgewehr, mit Staken, allenfalls mit Netzen diese so zusammengedrängte Schaar bearbeitet, kurz, es wird eine heillose Wirthschaft getrieben, um sich nun so viele als möglich von diesen Thieren anzueignen. Gelingt das Zusammentreiben nicht, so muß nun freilich auf die einzelnen Züge Jagd gemacht werden; allein, da sie sich dann selten so nahe kommen lassen, daß man sie mit den Staken erreichen kann, und die Thiere beim Aufblitzen des Schießpulvers untertauchen, so ist in diesem Falle die Jagd nicht sehr ergiebig.

Eine bei nicht besonders hohem Wasser-

stande gefahrlos zu durchfahrende Wedde setzt Ummanz mit Schaprode in eine nahe Verbindung.

Auf unserer fernern Wanderschaft durch die westlichen Gegenden Rügens kehren wir jetzt durch Gingst zurück, um einen Ort zu besuchen, den eine Sage der Vorzeit und eins von Kosegartens gelungensten Gedichten, als merkwürdig auszeichnen. Nach einer kurzen Fahrt durch Gegenden, die nicht ohne mannichfache Schönheiten sind, kommen wir in eine, durch anmuthige Laubgehölze, durch wogende Saatfelder und durch die Nachbarschaft des Binnenstrandes, sehr liebliche Gegend und zu dem durch das erwähnte Gedicht bekannten ehemaligen Wykinger-Sitz

Ralow.

Die Lage dieser Burg am Strande des Binnenwassers, von wo man, wenigstens von einer Warte, nicht nur alle Schiffe bemerken konnte, die durch die Meerenge zwischen Pommern und Hiddensee (den Gollen) in das

Bin-

Binnenwasser einfuhren, sondern auch die sich noch in weiter See der Pommerschen oder Rügenschen Küste näherten, scheint solche wohl zu einem Aufenthalt für Wykinger geeignet zu haben, und da man hier beim Graben Reste alten Gemäuers von großer Stärke und Festigkeit vorgefunden hat, so scheint wenigstens dieser Ort, er mag nun Wykinger-Sitz, oder nicht, doch ein Platz gewesen zu seyn, der in der Vorzeit Rügens Wichtigkeit hatte. Auch die in dem Kosegartenschen Gedichte „die Ralunken" erwähnten beiden Gehölze, das Agathen- und Judithen-Holz, werden noch jetzt mit diesem Namen benannt. Jetzt ist Ralow durch seine lieblichen Umgebungen, durch recht hübsche Garten-Anlagen und durch die weite Aussicht, die man von hier beherrscht, einer der angenehmsten Landsitze Rügens.

Die nahe gelegene Pfarrei Landow, im Dorfe gleiches Namens, hat, so wie die Burg, von der wir eben herkommen, an ihrer ehemaligen Wichtigkeit verloren; sie umfaßte vormals und vor der Reformation einen weiten Bezirk der Umgegend, und ist jetzt die kleinste aller

kleinen Pfarren in Rügen, indem nur das Dorf Landow und einige späterhin in dieser Gegend errichtete kleine Meyereien jetzt hier eingepfarrt sind. Die Beharrlichkeit der damaligen Bewohner dieses Dorfs beim Katholicismus, die, nachdem schon alle andern sonst zu dieser Parochie gehörigen Oerter zur evangelischen Religion übergetreten, und somit den nächsten Parochien lutherischer Confession zugetheilt waren, nur allein noch der katholischen Religion zugethan blieben, soll nach einer, mir von dem vormaligen Prediger zu Landow mitgetheilten, Notiz die Veranlassung gewesen seyn, daß auch nur dieses Dorf allein der Pfarre verblieb.

Auf der Rückkehr nach Bergen passiren wir ein großes Dorf, Namens Dreschvitz, dessen Bewohner zu einem in Rügen — ehedem wenigstens — gangbaren Sprüchwort Veranlassung gegeben, — ob mit Grund oder Ungrund, ob die Veranlassung noch jetzt fortdauert, davon weiß der Erzähler nichts. Es wird nämlich behauptet, daß die Männer dieses Dorfs allgemein unter der Pantoffel-Herr-

schaft ihrer Frauen stehen; und so bezeichnet man denn sprichwörtlich einen Mann, von dem man zu wissen glaubt, daß er auch dem Pantoffel seiner Frau unterthan sei: „dat is ohk ehn Dreschwitzer" (das ist auch ein Dreschwitzer).

Zurückgekehrt nach Bergen machen wir jetzt noch einen kleinen Abstecher nach den Patziger, Rappiner und Neuenkirchenschen Kirchspielen, um auch diese Gegenden, die sich durch vortrefflichen Anbau, durch stattliche Landsitze, durch manche niedliche Aussichten und durch einige interessante Reste der Vorwelt wohl das Recht erworben, auch dem Reisenden nicht unbekannt zu bleiben, kennen zu lernen.

Wir verlassen bald, nachdem wir den Raddaß zurückgelegt, die gewöhnliche Straße nach Patzig, da uns auf diesem Wege nichts Erhebliches vorkommt, denn der Nonnensee, ehemals dem Berger Nonnenkloster zuständig, und daher so benamt, der augenscheinlich bedeutend an seinem Umfange verloren, und der auch noch jetzt, wie man an den zum Theil schon mit Rohr bewachsenen Sandbän-

ken gewahr wird, fleißig an seiner eigenen Beschränkung arbeitet, können wir auch auf diesem Wege gewahr werden, und fahren denselben bei der Rückreise seiner ganzen Länge nach vorüber. Also wir wählen den Weg durch die sogenannte Patziger Heide, — eine unübersehbare, mit Hügeln und Thälern wechselnde, nur mit niedrigem Heidekraut bewachsene, und also nicht einmal zur Viehweide brauchbare Gegend, die sich bis nach Strüßendorf, Jarnitz und Patzig erstreckt. Einzelne mit Eichen-Gestrippe und niedrigen Birken bewachsene Hügel lassen indeß vermuthen, daß diese ganze Heide ehemals Wald war.

In dieser Heide nun liegt an einem selten besuchten, nach Strüßendorf führenden, Wege einsam und versteckt zwischen öden Heidebergen in einem engen Thale, bewachsen mit Wachholder und Heidekraut, ein Denkmahl der Vorwelt, wenig bekannt bisher, und doch wegen seines Umfanges und seiner Einrichtung eines der vorzüglichsten und seltensten auf Rügen. Ein Raum von über 70 Schritten Länge und 4 bis 5 Breite, noch oben mul-

denförmig gewölbt, an beiden Seiten abgerundet, ist von Osten nach Westen mit grauen, zum Theil schon versunkenen Steinen, die zwei bis drei Fuß aus einander stehen, eingefaßt, und spitzt sich am östlichen Ende mit einem schrägen Ablauf zu. (Nach Grümbke, in dessen schon mehrmals erwähntem Werke über Rügen.)

Daß dieses Denkmahl ein sogenanntes Hünengrab sei, dürfte wohl kaum anzunehmen seyn *).

Ein ähnliches, aber kleineres Denkmahl befindet sich bei dem Dorfe Muccahn auf Jasmund hart am Wege nach dem Gehölze Dwarßin und dem Dorfe Crampas, dessen, so wie eines weiterhin nahe an der Dwarßin belegenen hohen Begräbnißhügels der Verfasser bei der Beschreibung von Jas-

*) Da dies Denkmahl so versteckt und entfernt von gewöhnlichen Wegen liegt, und so wenig bekannt ist, so würden Reisende, die solches besuchen wollten, sich eines kundigen Führers zu bedienen haben.

mund zu erwähnen nicht Gelegenheit fand. — Von dem ersteren erzählt die Sage, daß solches der Begräbnißplatz zweier Kinder einer Riesin, die durch Nachlässigkeit der Mutter in der See ertrunken, seyn solle.

Wir kehren jetzt zu dem gewöhnlichen durch die Patziger Heide nach dem Dorfe Patzig führenden Wege zurück, und fahren, von keinem Gegenstande weiter angezogen, unaufgehalten durch das Kirchdorf Patzig. Von den Heidebergen bei Patzig hat man eine recht freundliche Aussicht auf die gleich hinter dem Dorfe anfangende, mit zahlreichen Höfen und Dörfern bebauete Ebene.

Nahe bei Patzig auf der Feldmarke des Dorfes Woorke liegt die Reihe hoher Hügel, deren schon früher erwähnt worden. Es sollen deren ehemals mehrere gewesen seyn, die aber nach und nach abgetragen worden.

Welch ein riesenhaftes Unternehmen, hier in einer Ebene eine solche Menge Hügel, von zum Theil ansehnlicher Höhe, zu thürmen; und woher nahmen unsere Vorfahren die Erde, da nirgends Vertiefungen sichtbar sind?

Weiterhin zeugen die dicht und hoch stehenden Saaten, die großen blühenden Kleeschläge, die vielen nur in geringer Entfernung von einander liegenden, zum Theil sehr gut gebaueten Höfe von der Vortrefflichkeit des Bodens und der Agricultur.

Statt, daß die Nachbarkirchen auf hohen Bergen thronen und in weiter Ferne sich zeigen, zieht sich die Kirche zu Rappin bescheiden und unscheinbar, wie das Verdienst, in ein nahe an einem Busen des Binnenstrandes belegenes Winkelchen zurück, und kaum wird man ihrer von der Straße, die wir reisen, gewahr. Die Physiognomie des Landes bleibt auch hier dieselbe. Das Wohnhaus auf dem Gute Teetzitz an dem Busen des Binnenstrandes, der sich tief nach dem Innern des Landes bis nach Neuenkirchen erstreckt, sehr angenehm gelegen, schimmert hoch in der Umgegend empor.

Hinter dem Dorfe Rappin steigt die bis dahin so ebene Gegend und erhebt sich bei dem Dorfe Groß-Banzelvitz zu einem ziemlich hohen Vorgebirge, das weithin sichtbar ist

Auch nahe bei dem Kirchdorfe Neuenkirchen, wohin wir jetzt kommen, wird die Gegend höher und der Boden schlechter. Um dieses Dorf, dessen Kirche auch auf einer Anhöhe liegt, ziehet sich von Osten gegen Westen eine Kette von Bergen, deren höchster gleich hinter Neuenkirchen an dem Wege nach dem Dorfe Vieregge liegt. Von ihm hat man eine sehr weite Uebersicht der umliegenden Gegend Rügens und der östlichen Küste von Wittow, die wegen der vielfachen Biegungen des Landes und Meeres mit zu den reizendsten Aussichten in Rügen gehört. Der Name dieses Berges „Hohillgord" oder, wie die geringen Leute dieser Gegend ihn nennen „Hohillbord" (welches aber unrichtig zu seyn scheint) mögte wohl die Vermuthung der Gebildeten dieser Gegend rechtfertigen, daß dieser Berg in heidnischen Zeiten zu religiösen Zusammenkünften bestimmt, ein heiliger Ort gewesen sei. Sagen sind jedoch hierüber durchaus nicht vorhanden. Der Name „Ho-hilg-Ort" (hoher heiliger Ort) ist rein plattdeutsch, so wie

diese Sprache noch heutiges Tages hier gesprochen wird; der gemeine Mann sagt noch z. B. hilg Geest (heiliger Geist). Mit dem Begriffe „heilig" — ist auch der der Unverletzbarkeit verbunden, und in diesem Sinne ist es, daß der Bauer in Rügen einen Platz in seiner Scheune „de Hilge" oder „de Hill" nennt, gewöhnlich nämlich hat derselbe in seiner Scheune einen Platz, wohin er dasjenige Futter bringt, was er für einen Nothfall aufsparen, oder zu besondern Anlässen, wenn das Vieh besseres Futters bedarf, benützen will. „Staackt dat up de Hill" sagt dann der Bauer zu seinen Leuten.

Dieser Gebrauch hat in Rügen zu einem Sprichworte Veranlassung gegeben. „Staack wat up de Hill" sagt man scherzend zu Jemanden, dem man den Rath geben will, sich nicht zu sehr der Freude zu überlassen, oder überhaupt für eine andere Zeit etwas aufzusparen. Dem jungen Ehemanne, dem Liebhaber, der seiner jungen Gattin oder seinem Mädchen zu feurig liebkoset, ruft ein freundliches: staack

wat up de Hill Enthaltsamkeit für Zeiten verminderter Gluth zu.

Eine bei dem auf Wittow hart am Strande belegenen Dorfe Cammin befindliche Fähre holt den Reisenden, der auf diesem Wege nach Wittow hingebracht seyn will, auf ein gegebenes Zeichen ab. Man geht deshalb von dem auf der Rügenschen Seite nahe am Strande gelegenen Dorfe Vieregge längs dem Strande, bis dem Dorfe Cammin gegenüber, wo man von dem hohen Ufer mit einem Tuche ein Zeichen giebt, da dann auch die Fährleute sofort zur Abholung Anstalt machen; weil aber in dem kleinen Segelboot keine Pferde und Wagen übergebracht werden können, so benutzen nur Fußreisende oder solche, die auf der Wittowschen Seite Fuhrwerk bestellt haben, diese, sonst von Bergen ab etwas nähere, Reiseroute nach Wittow.

Wir haben nun auch, was diese Gegenden etwa Interessantes enthalten, gesehen, und kehren desselben Weges wieder nach Bergen zurück, um nunmehro unsere Reise durch Rü-

gen mit dem Besuch der südlichen Gegenden dieser Insel zu beschließen.

Rückreise von Bergen über Garz.

Nachdem wir nun noch einmal den alten Rugard bestiegen, um mit einem weiten Blicke die Gegenden scheidend noch einmal zu übersehen, wo wir auf unserer Wanderschaft so manchen interessanten Gegenstand antreffen, reisen wir nun, auch Bergen verlassend, einer Gegend zu, die in der ältern Geschichte des Landes — gleich der Swantevits-Burg zu Arcona — berühmt ist, nämlich nach

Garz,

der Gegend des alten Charenz. — Etwa eine halbe Meile jenseits Bergen, bei dem Dorfe Sehlen, befinden wir uns wiederum

in einer großen öden Heide, die hinter dem Dorfe Saßnitz schon anfängt, sich bis nach Garz hinunter zieht und hier sich zu beiden Seiten des Weges weithin erstreckt, in der nur in ganz neuern Zeiten einige Kolonisten kleine Stellen angebauet haben.

Man wird sich vielleicht wundern, daß in einer Insel, wie Rügen, noch so große Oeden sich befinden; ein Beweis, daß die Insel noch lange nicht bevölkert genug ist, und daß diese Heide auch nicht einmal zu Holzanlagen tauglich seyn müsse, weil sie ganz dem Domanio gehört, und wo also keine Gemeinheit hindert, mithin bei der sonst so vortrefflichen Forstwirthschaft in den Preußischen Staaten wohl im entgegengesetzten Falle schon zu einer Tannenanlage benutzt seyn würde. Jenseits des Dorfes Carnitz führt der Weg uns durch einen kleinen Eichenwald, an dessen rechter Seite zwischen den Bäumen hindurch das Gewässer eines kleinen Landsees, des Kniepower Sees, aufblinkt, zwar jetzt nur von geringem Umfange, dessen sumpfigte Umgebungen jedoch unverkennbar eine ehemalige größere Ausdehnung

ersehen lassen. Die südliche Seite des Sees umgeben waldigte Höhen, und geben dieser Landschaft etwas wildes, das jedoch nicht ohne Annehmlichkeit ist. Auf einer dieser nicht unbedeutenden Anhöhen sollen, wie der Erzähler von einem der dortigen Gegend kundigen Jäger einmal gehört zu haben sich erinnert, noch alte Erdwälle oder sonst irgend ein Ueberbleibsel des Alterthums sich befinden.

Auf dem fernern Wege bis Garz ist nichts, das unsere Wißbegierde reizte, und bald befinden wir uns auch in diesem Städtchen.

Der Ort selbst zeigt nichts Sehenswerthes, und wir eilen also nur sogleich dessen interessanteren Umgebungen zu.

An der südwestlichen Seite von Garz nämlich liegt ein alter Wall von nicht unbedeutender Höhe und Umfang, dessen südliche höchste Seite, mit rauhem Dorngestrippe bewachsen, dem Denkmahl von dieser Seite ein verwildertes Ansehen giebt. Ein schmaler Fußpfad führt an der nordwestlichen Ecke den Wall (der Schloßwall genannt) hinauf. Der innere Raum, den dieser Wall umschließt, ist

vielleicht noch einmal so groß als die innere Fläche des Rugards, und erhebt sich etwas gegen die Mitte. An dieser Stelle sollen vor noch nicht vielen Jahren eine Menge alter gebrannter Steine ausgegraben und zu einem Hause in Garz verwendet worden seyn, und man behauptet, daß noch viel altes verschüttetes Gemäuer an dieser Stelle befindlich sei.

Der Wall ist nicht überall gleicher Höhe, an einigen Stellen durchbrochen, an andern fehlt er gänzlich.

Auf der höchsten Stelle dieses Walls steht ein alter Birnbaum, und man hat von dieser Stelle eine recht hübsche Aussicht auf die Umgegend.

Auf diesem Platz soll nun ehemals die alte Burg Charenz gestanden haben, in deren Tempel die Götzen Rugevit, Barowit und Paremutz verehrt wurden, deren Herrschaft gleichzeitig mit der des Swantevits zu Arcona endete. Charenza ward aber damals nicht so gänzlich zerstört, wie Arcona, sondern wiederhergestellt, und statt des Götzentempels ward eine christliche Capelle erbauet, die

den Namen „St. Marien-Capelle auf dem Walle" führte. — Man zeigt aber auch schon im Anfang der Stadt, jedoch nicht weit vom Schloßberge, eine Stelle, wo der Sage nach auch eine Capelle gestanden, und wovon man auch noch unlängst große Steine als Reste des alten Gemäuers ausgegraben haben soll.

An der südlichen Seite des Burgwalls und hart am Fuße desselben befindet sich ein nicht unbedeutender Landsee, der Garzer-See, der aber auch, wie alle Landseen, jetzt den Umfang nicht mehr hat, den er dem Anscheine nach vormals gehabt haben mag. Die Sage erzählt, er habe ehemals mit dem Binnenwasser bei dem nahe gelegenen Dorfe Puddemin, und mithin mit der See in unmittelbarer Verbindung gestanden, und die Handlungsschiffe der alten Charenzer und der nachmaligen Bewohner von Garz wären auf diesem See bis zur Stadt gekommen.

Zur Unterstützung der Behauptung, daß Charenz ehedem eine Handelsstadt und mittelst dieses Sees mit der Ostsee in Verbindung war, beruft man sich auch auf den Umstand,

daß in einer an diesen See stoßenden, zum Torfstich benutzten, Niederung, die wahrscheinlich ehemals auch See war, noch bisweilen aufrecht stehende, im Grunde befestigte, starke Pfähle, woran eiserne Ringe befindlich, gefunden würden, woran muthmaßlich die Schiffe befestiget worden, so daß also dieses jetzige Torfmoor der Hafen des alten Charenza gewesen seyn würde.

In Beziehung auf die Lage des ehemaligen Charenz mag es nicht von Ungefähr und nicht ohne Zusammenhang seyn, daß ein an der andern Seite des Garzer-Sees belegener Hof, dessen Grundstücke unmittelbar an den See stoßen, und der auch die Fischerei-Gerechtigkeit auf diesem See besitzt, noch den Namen dieses alten Ortes (nur mit Weglassung der ersten Sylbe) „Renz" führt; es könnte also wohl seyn, daß Charenz zu beiden Seiten des Sees belegen gewesen sei.

In dieser Gegend des alten Charenz scheint denn auch bei der Einwanderung der deutschen Kolonisten der Wendische Volksstamm sich am längsten erhalten zu haben, da nahe

bei Garz mehrere Dörfer belegen, die den Namen Wendorf führen; auch die Kirche, wohin Garz eingepfarrt, und der Pfarrhof liegen auf dem Grund, der zu einem der Wendendörfer gehört.

Von Garz führen nun zwei Hauptwege den Reisenden aus Rügen, der eine nach der Fähre zu Glewitz, der andere nach der Alten-Fähre, deren man sich, je nachdem man die fernere Reise über Greifswald oder über Stralsund zu nehmen beabsichtiget, bedient. Der erstere, auf welchem man den alten Burgwall und den Garzer-See noch einmal erblickt, läuft fast immer neben der bis zum Dorfe Puddemin sich erstreckenden Inwiek hin, und hat, außer einigen heitern Ueberblicken auf die Umgegend und einigen alten Erdhügeln, nichts Interessantes.

Wir nehmen den zweiten Weg durch die Kirchdörfer Poseritz und Gustow, wo doch noch manche anziehende Gegenstände die Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch nehmen, und hier kommen wir auch wiederum in eine Gegend, die zu den fruchtbarsten Erdstri-

chen Rügens gehört, daher wir denn auch auf diesem Wege mehrere Dörfer, Meyereien und Höfe erblicken. Bald sehen wir auch die auf einer Anhöhe liegende Kirche zu Poseritz. Das ziemlich große Dorf, das theils der Pfarre, theils dem adlichen Hofe gleiches Namens gehört, enthält indessen nichts, was uns aufhalten könnte. Zwischen diesem Dorfe aber und dem Dorfe Gustow, wohin wir jetzt wandern, bemerken wir zwei Reihen parallel laufender Hügel, die eine Ebene umfassen, welche vielleicht für ein altes Flußbett gehalten werden könnte.

Wir kommen zu dem Dorfe Gustow. Eine an dem Hügel, worauf die Kirche steht, außerhalb der Kirchhofsmauer aufgerichtete, oben abgerundete Steinplatte soll zum Andenken eines ehemaligen hiesigen Predigers, Thomas Nürenberg, der der Sage nach vor einigen hundert Jahren (1510) an dieser Stelle von betrunkenen, aus Stralsund zurückkehrenden Bauern, unter denen er Friede stiften wollte, erschlagen seyn soll, errichtet seyn. Die Jahrszahl und der Todestag sind auf dem Stein eingegraben.

Auf der zur Pfarre gehörigen Feldmark befinden sich Steinblöcke von ungeheurer Größe, die zwar an der Oberfläche mäßigen Umfanges scheinen, aber in der Tiefe sich ungemessen ausdehnen. So sendet einmal vor einigen Jahren der hiesige Prediger — wie der Erzähler von ihm selbst erfahren — einen seiner Dienstjungen hin, um einen im Acker liegenden Stein, den er zu einer zu errichtenden Steinmauer benutzen will, loszugraben. Der Prediger schätzt dies für die Arbeit einiger Stunden, und wundert sich daher sehr, daß der Junge nicht zurückkommt. Abends kommt endlich der Bursche zu Hause, und, befragt über die Ursache seines Ausbleibens, erzählt er, daß er zwar immerfort fleißig gegraben habe, aber je tiefer er grabe, je mehr breite sich der Stein nach allen Seiten aus; er müsse folgenden Tages noch einen Gehülfen haben, wenn der Stein ausgegraben werden solle. Der Prediger schickt also am folgenden Morgen einen Knecht nebst dem Jungen, um die Arbeit fortzusetzen; beide kommen Mittags zurück und berichten, daß sie noch immer des Steines

Ende nicht finden könnten und Nachmittags zu graben fortfahren müßten. Der Prediger überzeugt sich durch Augenschein von der Wahrheit der Erzählung und sendet desfalls noch mehrere Leute, aber auch diese kehren am Abend zurück, ohne das Ende des Steines gefunden zu haben. Nach einigen Tagen fortgesetzten Grabens fängt man endlich an, die Masse mit Pulver zu sprengen, und sprengt davon soviel ab, daß davon (ich meine nicht zu irren) 15 Ruthen, jede Ruthe zu 8 Ellen Pommerischen Maaßes, Steinmauer zu 5 Fuß Höhe — ob einfache oder doppelte erinnere ich mich nicht mehr — aufgeführt worden, und noch soll der größere Theil des Steines, dessen Umfang man durchaus nicht erforschen können, in der Erde zurückgeblieben seyn — und solcher ungeheurer Steinblöcke soll es mehrere in dieser Gegend geben.

Auch noch manche Denkmähler der Vorzeit finden sich auf der Feldmark von Gustow und deren Nähe. So trifft man auch auf dem Gustowschen Felde eine Reihe von sieben Hügeln an, und mehrere einzeln stehende Be-

gräbnißhügel sind hier auf den Feldern anderer nahe gelegener Güter bemerkbar.

Unsere fernere Fahrt bringt uns auch in die Nähe eines Schlachtfeldes, die auf den Ebenen bei Warxow zwischen den Schweden und Dänen in dem Kriege von 1715 geliefert ward. Die Schweden unter Anführung des Grafen Königsmark (Vater der bekannten Aurora von Königsmark *),

*) Nie ist vielleicht auf irgend einen Fürsten ein sinnvolleres, schöneres und zugleich wahreres Lobgedicht gemacht worden, als von dieser Aurora von Königsmark auf Carl XII. von Schweden. Es ist in französischer Sprache, und so schön, daß selbst Voltaire darüber geurtheilt hat, es könne nichts Schöneres und Zarteres von einer Pariserin gesagt werden. Vielleicht ist es Manchem nicht bekannt, und man wird also den Inhalt desselben (der Worte erinnere ich mich nicht), wie ich hoffe, mit Vergnügen lesen: Die Götter des Olymps sind versammelt und unterhalten sich über die Thaten Carls. Jupiter rühmt seine Macht und Herrscherkraft — Minerva seine Weisheit — Mars und Bellona seine Kriegserfahrenheit und Tapferkeit — und so hat jeder der guten Götter irgend etwas an ihm zu loben — nur Bachus

der Geliebten des Churfürsten August von Sachsen) siegten, die Dänen retirirten über Bergen nach Wittow, und sollen nach einer Sage auf dieser Retirade, verfolgt von den Schweden, ihre Kriegskasse in den Teich hinter dem Dorfe Sielenz (hart an der Landstraße von Bergen nach Wittow belegen) versenkt haben. Ob diese je wieder

---

und Venus schweigen und finden nichts an ihm zu preisen.

Wenn man weiß, daß der König möglichst mäßig Wein trank, daß derselbe im höchsten Grade enthaltsam in der Liebe war (keinesweges aber aus natürlichem Unvermögen, sondern aus Grundsatz); so wird man gewiß diese Wendung des Gedichts unübertreffbar schön und wahr finden. Auch das Unglück, das den König bei Pultava traf, ist durchaus nicht ihm oder seinen Dispositionen beizumessen. Der König war bekanntlich verwundet. Nur den schlechten Dispositionen des Feldmarschalls Renschild und dessen schwankenden und jeden Augenblick widerrufenen und abgeänderten Ordres ist dies Schweden betroffene Unglück allein beizumessen, wie aus den Memoiren des Feldmarschalls Löwenhaupt (übersetzt von Schlözer) unwiderstreitbar hervorgeht.

an das Tageslicht gekommen, davon giebt die Sage keine Kunde.

Bei Durchwanderung dieser Gegend fällt dem Gesellschafter ein Geschichtchen ein, das zeigt, wie leicht der nicht von allen Seiten Gebildete in lächerliche Irrthümer verfallen kann, und das — da von hier bis zur Alten-Fähre uns nichts Bemerkenswerthes weiter vorkommt — zur Zeitkürzung zu erzählen er sich erlaubt.

Vor mehreren Jahren war der Erzähler mit einer Gesellschaft, Geschäfte wegen, auf einem Pachthofe, und nach beendigtem Geschäfte unterhielt man sich auf mancherlei Weise. Ein kleines niedliches Pächterkind, Verwandte unsers Wirths, fing an, Bürgers Gedicht vom Abt zu St. Gallen zu declamiren: Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig u. s. w. — Bekanntlich kommt darin die Stelle vor: Er (der Abt) schickte nach ein, zwei, drei, vier Universitäten und fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten rc. Als unsere kleine Declamatrice an diese Stelle kam, sprach sie ganz unbefangen: er schickte nach

zwölfhundert und vier und dreißig Universitäten und fragte bei zwölfhundert und vier und dreißig Facultäten ꝛc. Uns Zuhörern fiel nun diese ungeheure Zahl von Universitäten und Facultäten zwar gewaltig auf, und nur mit Mühe konnten wir uns, um die Kleine nicht schüchtern und schamroth zu machen, des Lachens erwehren, auch konnten Einige sich eines: „Ho! Hoh! nicht enthalten — und doch konnten wir uns im ersten Augenblicke nicht erklären, woher wohl das Mädchen zu der sonderbaren Zahl gekommen war, bis Jemanden aus der Gesellschaft einfiel, daß sie das Gedicht wohl nach einer Abschrift gelernet, worin die Zahl der Universitäten mit Ziffern 1. 2. 3. 4. geschrieben und die einzelnen Zahlen durch Punkte nicht getrennt gewesen waren, mithin die kleine Redekünstlerin, die wohl sonst nie von Universitäten und Facultäten etwas gehört haben mogte, in ihrer Unschuld diese Zahl zusammengelesen und also 1234 herausgebracht hatte.

Wir nähern uns jetzt immer mehr und mehr dem Binnenwasser, wir übersehen die

Meerenge, die Rügen südöstlich von Pommern scheidet (die gerade in diesen Gegenden am schmalsten ist), und die Pommerische Küste; eine Menge niedlicher Höfe, die zum Theil so nahe liegen, daß die Bewohner aus ihren Gärten mit einander sich unterhalten können, verschönern diese lachende Landschaft und bestätigen die Fruchtbarkeit dieser reizenden Ebene.

Wir sehen uns jetzt wiederum durch einen andern Weg auf der Alten-Fähre und der alten Hansestadt gegenüber, die jedoch wohl jetzt nicht mehr, wie zu den Zeiten der Wallensteinschen Belagerung einen exaltirten Dichter damaliger Zeit zu der etwas hyperbolischen Anrede begeistern mogte:

„Du theures werthes Stralsundia,
mit was für einer Facundia
soll ich deine Söhne erheben!
Weg London, Venetia, Rom und Namur,
hier ist Rom in Miniatur,
dies kleine Rom laßt uns erheben!"

(Anhang Nr. 5.)

Der Gesellschafter aber empfiehlt sich hier, und er würde sich sehr geschmeichelt fühlen, wenn seine Gesellschaft die Reisegefährten nicht gelangweilt hätte und zur genauern Kenntniß der Sehenswürdigkeiten Rügens beförderlich gewesen wäre.

Nachtrag.

Nummer 1.

Mit aller Achtung für die Verehrer des Heldmoldschen Märchens, daß Corveysche Mönche nach Rügen gekommen und dort die erste christliche Kirche gestiftet haben sollen, hat es — nach des Verfassers unmaßgeblichem Dafürhalten — doch wohl wenig kritisch-historische Wahrscheinlichkeit für sich, daß Mönche dieses Klosters je nach der Insel Rügen gekommen seyn sollten. Wer kennt nicht die Manie der Mönche früherer Jahrhunderte, ihren Schutzheiligen — zum ersten in der Welt, wenn es möglich gewesen wäre — zu erheben; die Wuth, ihrem Kloster die Ehre zuzueignen, Heidenbekehrer ausgesandt zu haben! und daß es ihnen denn dabei und zu diesem Zwecke auf

ein bischen Prahlen, und Behauptung der unwahrscheinlichsten Dinge eben nicht ankam, weiß man auch. — Und doch will man, was auch eine richtigere kritische Würdigung dagegen einwenden möge, sich von einem Helmold, dem spätern Zögling der Corveyschen Schule, das Märchen aufheften lassen, daß Mönche von Corvey nach der Insel Rügen als Heidenbekehrer gekommen, und dort eine christliche Kirche gestiftet haben sollen, und daß auch nachher, als die Rugen sich wiederum zum Heidenthume gewandt, sie sich aus dem St. Veit der Corveyer ihren Swantevit gebildet hätten!

Man erwäge doch, daß diese angebliche Bekehrung der Rüganer durch Corveysche Mönche schon in der ersten Hälfte des 9ten Jahrhunderts (etwa 840) geschehen seyn soll, und erinnere sich dabei des Schicksals des Mönchs Bernhard, der, unterstützt von Bogislav von Pohlen, mit Vorwissen des Pommerischen Herzogs Wartislaff im ersten Viertheil des zwölften Jahrhunderts, also fast 300 Jahre später, es sich gelüsten ließ, das Bekehrungswerk der Pommerischen Stadt Julin zu versuchen, und den die Juliner in einen Kahn setzten, solchen vom Lande abstießen und dem Mönche den freundschaftlichen Rath gaben, gefälligst den Fischen zu predigen. — Und schon 300 Jahre früher, da noch, rings um Rügen, alle Völker

von der Elbe bis zur Ostsee Heiden waren, sollten sich ein paar Corveysche Mönche durch alle dies Heidenland nach Rügen durchgearbeitet und mit ihrem fanatischen Bekehrungseifer Proselyten gemacht haben? Dies ist doch wohl wirklich nicht sehr *wahrscheinlich*.

Man berücksichtige ferner und hinsichtlich der Verwandlung des St. Veit in Swantevit, daß die Corveyer nur Eine christliche Kirche — mehr getraueten sie sich doch selbst nicht zu behaupten — dem St. Veit gewidmet auf Rügen erbauet haben; mithin muß doch wohl der bei weitem größte Theil der damaligen Einwohner heidnisch geblieben seyn, denn sonst würde doch Eine Kirche für alle Einwohner Rügens nicht zureichend gewesen seyn. — Nun aber soll, nachdem die kleinere Anzahl der Christen wieder zum Heidenthum überging, der bei weitem größte Theil der Einwohner ihren Nationalgott verlassen, und den Schutzheiligen der kleinern Anzahl, den St. Veit, zum Nationalgott erhoben haben — läßt sich dies aber wohl glauben? Sollte es wohl nicht vielmehr wahrscheinlicher seyn, daß die kleinere Anzahl Christen sich wieder ihrem Nationalgott unterworfen haben würde; und das war Swantevit den alten Rugen, so wie Odin der Scandinavischen, und Teut der Germanischen Völkerstämme.

Nummer 2.

Die Namens-Ableitung der Insel Hiddensee, die Herr Zöllner in der im Jahre 1797 bekannt gemachten Reisebeschreibung (die im Ganzen noch wohl eine der bessern der vorhandenen ist) giebt, und demnach solche von dem Schwedischen Worte: Hydda (Hütte) und Oe (Insel) ableitet, so daß der Name also: Hütten-Insel bedeuten soll, scheint doch etwas gezwungen, da doch nicht recht absichtlich ist, warum Hiddensee den Namen einer Hütten-Insel, sei es im vorzüglichern oder herabsetzenden Sinne, ausschließender zukommen sollte, als jeder andern bewohnten Insel. Uebrigens schreibt und spricht Jedermann hier zu Lande Hiddensee, und nicht Hiddensoe.

Herr Zöllner hat auch bisweilen aus seinen Anführungen drollige Resultate gezogen. So erzählt er z. B., daß die im Jahre 1772 von dem damaligen Präpositus Picht eingeleitete und bewerkstelligte Aufhebung der Unterthänigkeit im Flecken Gingst für die Bevölkerung des Orts die glückliche Folge gehabt habe, daß die Zahl der Einwohner, die im Jahre 1767 nur 462 betragen, im Jahre 1795 2495 stark gewesen sei. Eine Seite vorher hat Hr. Zöllner jedoch selbst bemerkt, daß zur Zeit seiner Anwesenheit der Ort 99 Wohnhäu-

ser hielte. — Hätte Hr. Z. also, ehe er dies niederschrieb, die Häuserzahl in der angegebenen Kopfzahl der Einwohner getheilt, so würde sich ihm ergeben haben, daß, wenn seine Angabe gegründet wäre, mehr als 25 Menschen in jedem Hause in Gingst wohnen müßten, und dann würde Hr. Z. seine Bemerkung wohl nicht niedergeschrieben haben. Das Wahre an der Sache ist, daß Hr. Z. die ganze Seelenzahl des Gingster Kirchspiels (also mit Einschluß der Landgemeine) nach dem Flecken Gingst versetzt, um so seine Behauptung eines durch die aufgehobene Unterthänigkeit veranlaßten ungeheuren Zuwachses der Bevölkerung zu belegen.

Ferner erzählt Hr. Z., daß Rügen in gewisse Districte getheilt sei, die man „Garten" nennete, und meinet, dies sei eine recht anpassende Benennung, da Rügen nur Ein Garten sei. Dieser Name ist aber aus der ehemaligen Eintheilung Rügens in Gard-Voigteyen geblieben; nach Aufhebung dieser Gard-Voigteyen wählten die verschiedenen Garden Jemanden aus ihren Mitteln zur Besorgung der gemeinschaftlichen Angelegenheit des Gardens oder des Distrikts, und diese wurden und werden auch noch jetzt: Garden-Deputirte genannt; dabei ist aber kein Gedanke an das, was man Garten nennt. Freilich spricht und schreibt man fast allgemein: Garten-Deputirte; allein

Hr. Z. hätte sich doch ein bischen genauer nach dem Ursprung der Benennung erkundigen können, und nicht Rügen zu einem Garten machen, das der großen Oeden noch so viele hat.

Nummer 3.

Bei der Reise nach Hiddensee sind einige nicht ganz uninteressante Gebräuche der dortigen Einwohner unerwähnt geblieben, die ich daher jetzt noch nachträglich anführe.

Die Hiddenseesche Frau nämlich nennt ihren Mann „Min Tred-up" (ihren Vertreter, der für sie bei Gericht und in sonstigen Vorkommenheiten auftritt und ihre Gerechtsame wahrnimmt). Auch die Wittwe wählt sich nach ihres Mannes Tode einen Tred-up. „Spreken se mit minen Tred-up" sagt sie, wenn Jemand etwas mit der Frau verhandeln will — und sie wird sich ohne ihren Tred-up auf nichts einlassen. Man hat diesem Worte eine frivole Bedeutung unterlegen wollen, das ist aber durchaus der Fall nicht, es wird von den Hiddenseern nur allein in dem Sinne als Vertreter und Beistand gebraucht.

Diese

Diese Benennung findet man in Rügen und Pommern nicht selten als Familiennamen, und dies mögte vermuthen lassen, daß diese Benennung ehemals allgemeiner gebräuchlich gewesen.

Die Hiddenseer, die ehemals auch wohl ein lebenslustiges Völkchen gewesen seyn mögen, haben denn auch ihr eigenes einfaches Trinklied, das auch schon Hr. Zöllner, jedoch nicht vollständig anführt, und das demnach auch hier Platz finden mag.

Bier (Aele oder Oele) ist das gewöhnliche Getränk der Zecher. Der eine Tischnachbar bringt dem andern das Glas zu und singt:

„Hans Naber, ick hew ju dit togebröcht,
sett ji maal Dumen un Finger daran.
He, kuke maal drinn,
He kuke maal drinn,
noch Oele, noch Oele, noch Oele darinn."

Diese letzte Strophe wird so lange wiederholt, bis das Glas rein ausgeleert ist, dann zeigt der, der getrunken, dem Nachbar das leere Glas, und singt:

„He kuke maal drinn,
He kuke maal drinn,
nicks Oele, nicks Oele, nicks Oele darinn."

(Die Melodie hiezu befindet sich in der musikalischen Beilage Nr. 2.)

Der Verfasser las vor einiger Zeit eine kleine Geschichte: „die glückliche Ohrfeige.“ Ein Gegenstück zu dieser Erzählung, die sich zu Hiddensee vor mehreren Jahren zugetragen, mag den Leser ja auch wohl einige Augenblicke angenehm unterhalten.

Ein vormaliger Prediger zu Hiddensee nämlich wird von dem dortigen Müller ersucht, seinem Sohne, der sehr dumm sei und nichts begreifen könne, Unterricht zu ertheilen.

Der Prediger findet sich auch hiezu bereit; findet aber den Knaben so dumm und tückisch, daß er durchaus nichts fassen kann und auf keine Frage antwortet. Einst catechisirt der Prediger, und legt auch diesem Knaben eine leichte Frage vor; es erfolgt keine Antwort, wie sehr sich auch der Prediger bemühet, sich ihm deutlich und verständlich zu machen, der Junge beharrt bei seinem Schweigen. Endlich zeigt der Prediger durch das Fenster auf die dem Vater des Knaben gehörige Mühle und frägt ihn: was siehst du? — keine Antwort. Da auf wiederholte Fragen durchaus keine Antwort erfolgt; so schlägt er dem Jungen derbe an die Ohren und wiederholt nun die Frage: was siehst du? — „Mines Vaders Möhl“ (meines Vaters Mühle) antwortet der Junge im weinerlichen Ton. — Nach Empfang der Ohrfeige ist jedoch der Junge wie durch einen Zauberschlag gänzlich

umgeschaffen; er zeigt Verstand, Lernbegierde und ausdauernden Fleiß, wird hierdurch ein Liebling des Predigers, dessen Unterricht er nun noch länger und mit dem besten Erfolge genießt.

Die allen Hiddenseern angeborne Neigung zum *Seeleben* wird durch den Unterricht in der Geographie und durch das Lesen von Reisebeschreibungen bei ihm so angefacht, daß er nichts sehnlicher wünscht, als sich dem Seeleben zu widmen, auch diesen Wunsch seinem Vater dringend und wiederholt vorträgt, jedoch jedesmal eine abschlägliche Antwort erhält. Endlich unterstützt der Prediger selbst den Wunsch des Knaben, und durch die zweckmäßigsten Gründe desselben erklärt sich endlich der Vater den Wünschen des Sohnes geneigt, und der Knabe geht als Matrose zur See.

Nach vielen Jahren, als der Prediger schon nach einer andern bessern Pfarre versetzt ist, befindet er sich einmal in Stralsund, und im Begriff, nach Rügen zurück zu reisen, tritt er in ein Wirthshaus, wo die Reisenden, bis die Fährleute zur Ueberfahrt bereit sind, einzukehren pflegen. Der Wirth nöthigt den Prediger, unter Nennung seines Namens, zum Sitzen. Da steht ein im Zimmer befindlicher, wohlgekleideter und wohlgenährter Mann von seinem Sitze auf, nimmt einen Knaben an der Hand, geht auf den Prediger zu und frägt ihn: Sind Sie der Herr Pa-

stor N. N.? — „Ja!" — der vormals zu Hiddensee war? — „Ja!" — Nun, denn wollte ich Sie bitten, Herr Pastor, — sagte der Mann lächelnd — ob Sie nicht so gut seyn wollen, meinem Sohne hier eine Ohrfeige zu geben. — Der Prediger stutzt natürlich bei diesem Ansinnen und frägt den Mann: wie er zu einem solchen Antrage komme? da der Knabe ihn ja nicht beleidigt habe. — Sie erinnern sich also meiner nicht mehr? ich bin der Müllers Sohn, dem Sie einmal zu Hiddensee eine Ohrfeige gaben, die für mich die glückliche Folge gehabt, daß ich der Mann geworden, der ich nun bin; und nun erzählt derselbe, daß, da er sich hernach immer weiter in seinem Fache ausgebildet, und den ihm von dem Herrn Pastor eingeflößten Grundsätzen getreu geblieben, auch das Glück ihn begünstiget, er jetzt ein wohlhabender Mann sei, und daß er dies sei, setzte er hinzu, verdanke er nur allein der Ohrfeige, die ihm der Hr. Pastor vormals ertheilt habe. Da nun, fährt der Mann zur Erklärung seines frühern Antrages fort, mein Sohn eben so dumm ist, wie ich damals war; so wollte ich mir von Ihrer gesegneten Hand für denselben auch eine Maulschelle erbitten, die für ihn vielleicht eben so glückliche Folgen haben mögte, als die mir ertheilte.

Nummer 4.

Es ist im Texte bemerkt, daß die Kirche zu Bobbin auf einem ziemlich hohen Berge liegt. Ein Abhang desselben zieht sich bis nahe an den Pfarrhof, und dieser Abhang (vermuthlich also der ganze Berg) steckt so voll versteinerter Seethiere, daß man ehedem mit jeder Hand voll Sand, die man aufnahm, bestimmt erwarten durfte, auch Versteinerungen, und bisweilen seltnere Sachen erfaßt zu haben. In neuern Zeiten haben die seltneren Sachen natürlich sehr abgenommen. Diese Erscheinung scheint um so merkwürdiger, da in den Ebenen der Umgegend solche nicht gefunden werden. Indessen dürfte es keinen Zweifel leiden, daß nach Durchgrabung der ersten Erdschichte der Oberfläche ebenfalls dergleichen gefunden würden, und die Erscheinung beweiset also nichts weiter, als daß die ganze Gegend bis und mit dem Kirchberge ehemals Meeresgrund gewesen.

Nummer 5.

Die von dem ehemaligen Lehrer am Hamburgischen Johanneo, Herrmann Wahn, für das

damalige Schwedische Pommern in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verfaßten Historien- und Curiositäten-Kalender enthalten manche recht niedliche Anekdoten aus der vaterländischen Geschichte. So erzählt er unter andern in einem derselben einen modum acquirendi der Wallensteiner im dreißigjährigen Kriege, auf welchen die Franzosen, so methodisch sie auch das Aussaugungs-System in Anwendung brachten, doch nicht — wenigstens nicht bei uns — gekommen sind.

Wenn nämlich A. die ihm auferlegte Leistung nicht beschaffen konnte, und jedes Zwangmittel ohne Erfolg blieb, weil — wo nichts ist, auch selbst der Kaiser bekanntlich sein Recht verloren hat, so mußte man natürlich abziehen; nun erhielt aber der wohlhabendere Nachbar vermehrte Einquartierung, und man legte ihm an die Hand, sich deren durch Bezahlung dessen, was A. nicht leisten könne, zu entledigen. Weigerte er sich, so tribulirte und ängstigte man ihn durch Fenstereinwerfen, Zerbrechung von Geschirr, Lärmen und Toben, kurz auf alle ersinnliche Weise so lange, bis er, um der Quälerei los zu werden, nur sich erklären mußte, für A. bezahlen zu wollen. War dies geschehen, so zog das Commando sogleich ab. Das Kunstwort für diese Behandlung damaliger Zeit war: Tribulir-Execution.

Errata.

S. 2. Z. 9. statt entfernten l. entferntern.

= 30. = 2. = Mägdesprung l. Mädelsprung.

= 39. = 3. = Lanker l. Lanken.

= 42. = 9. = führte l. führt.

= 47. = 3. nach Stralsund fehlt das Wort kommen.

= 49. = 4. nach Götze ist das Wort hier einzuschalten.

= 53. = 18. statt nach l. neben.

= 62. = 3. = die l. den.

= 65. = 6. in der Anmerkung, nach Landmesser fehlt: und Er.

= 112. = 2. in der Anmerkung statt Canceolatis l. lanceolatis.

= 115. = 5. nach Verbrauchs fehlt das Wort wurde.

= 121. = 16. statt Vorwelt l. Vorzeit.

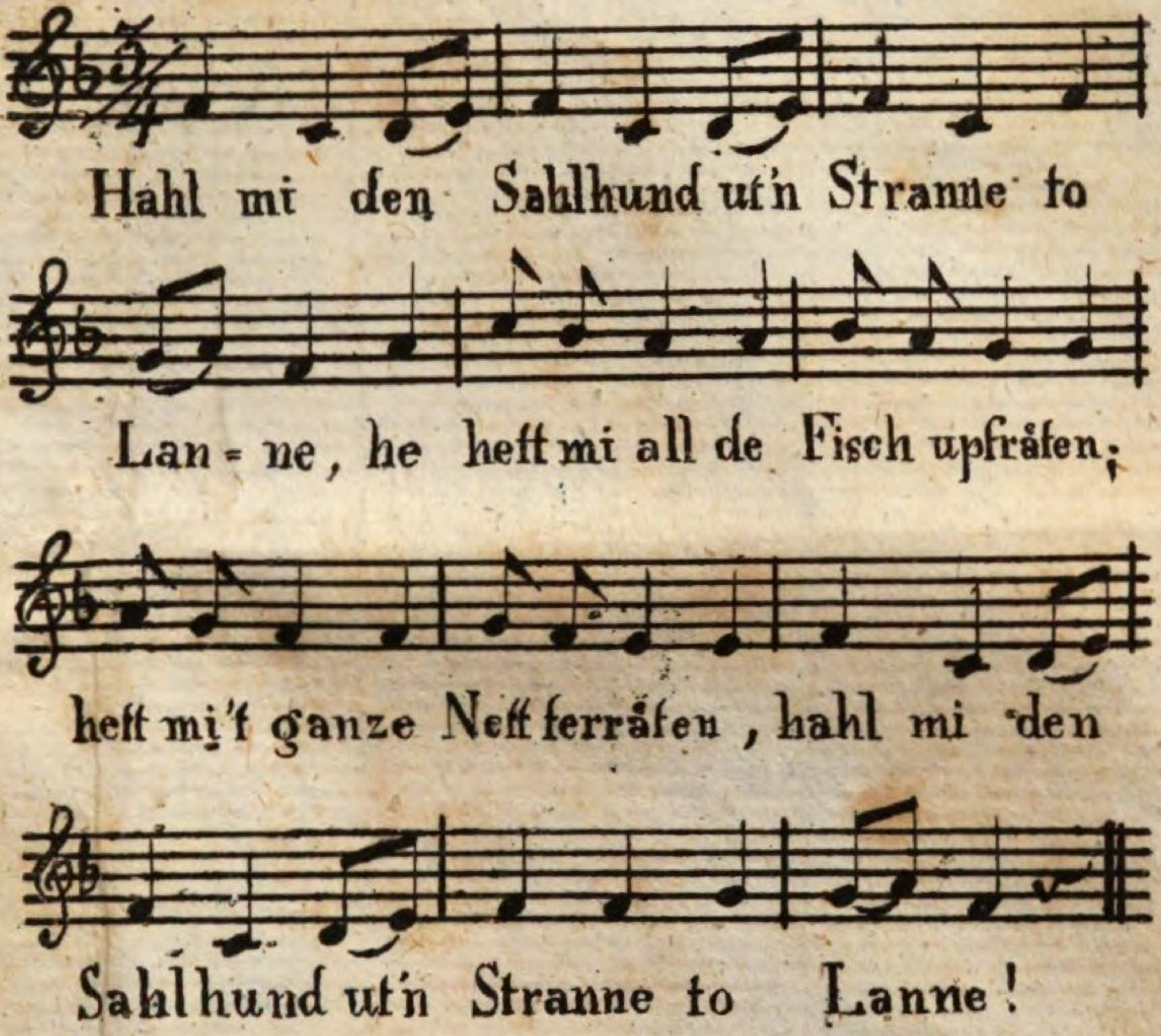
= 125. = 15. ist Ilex von dem Beiworte aquifol. zu trennen.

= 135. = 11. statt Leibarzt l. Badearzt.

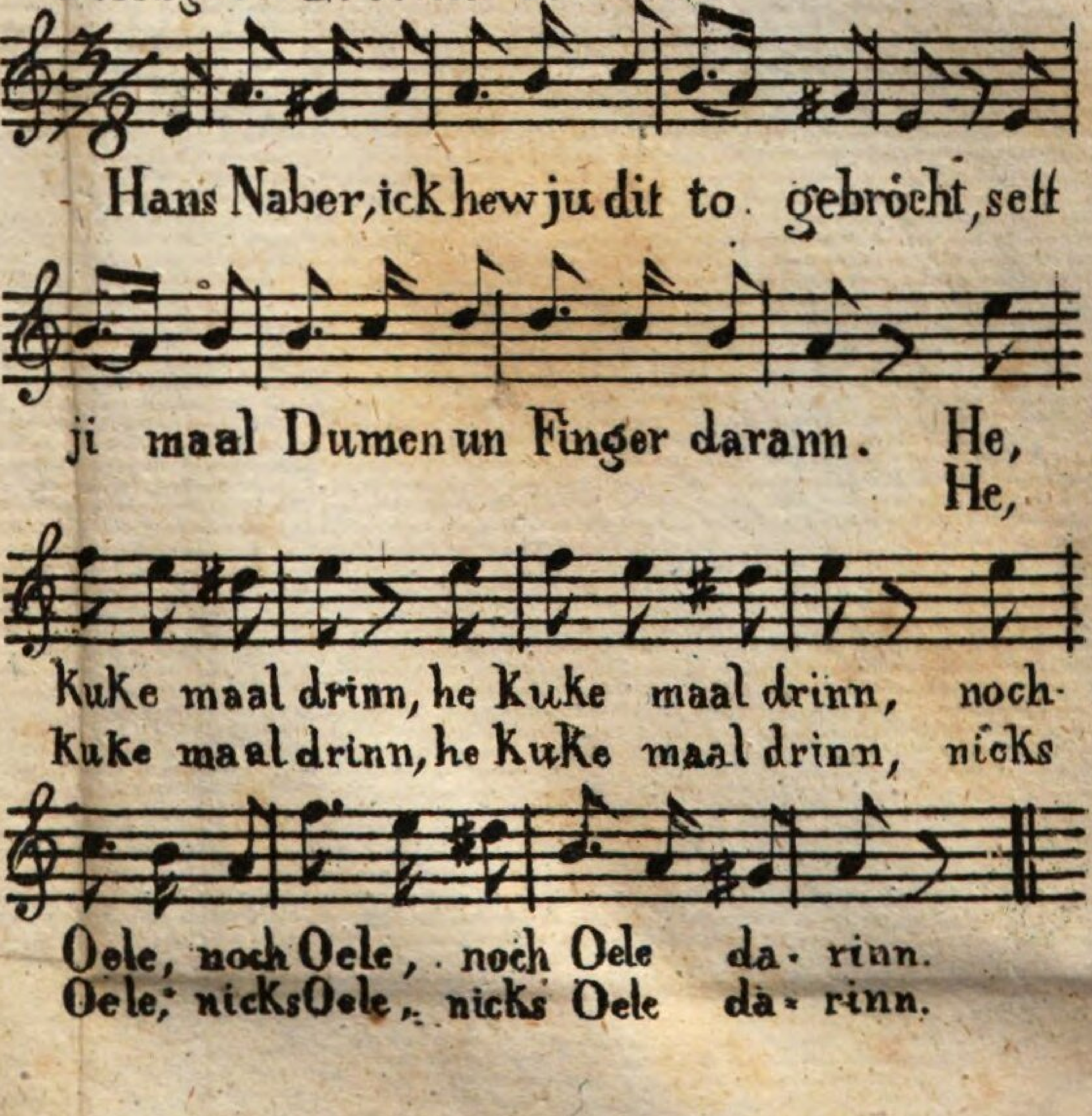
= 213. = 13. = Muccahn l. Mucrahn.

Gedruckt bei A. W. Schade, alte Grünstraße Nr. 18

Beilage No. 1.



Beilage No. 2. Nicht zu rasch.



DIE INSEL RÜGEN

und

Der nordwestliche Theil von Neu-Vor-Pommern,

geographisch dargestellt von Engelhardt *Königl. Pr. Geh. Reg. Rathe;*

als Ergänzungs Blatt der von demselben im Jahre 1811 entworfenen Karte vom Herzogthume Vor und Hinter-Pommern.

Gest. von I.C. Richter.

1/4 1/2 3/4 1 2 3 4 Preussische Meilen

Dorf ohne Kirche
... mit Pfarrkirche
... mit Tochterkirche

Vorwerk oder großer Hof
einzelne Höfe od. Bauergüter
F. Fähre

Berlin, bei Simon Schropp & Comp.
1821.

S. A5

Schneider

BERLIN
bei
TH. CHR. FR. ENSLIN.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schneider, R.

Der Reisegesellschafter durch Rügen

Berlin 1823

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1476
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278975-5